LEBENDIG

MAGAZIN FÜR
LEBENSASPEKTE
UND GLAUBEN
0120

Stiftung Gott hilft
sozial.engagiert.

3 Der Weg ist das Ziel
Pradeepa Anton

4 Die Stiftungsleitung berichtet
Daniel Zindel

6 Auf dem Jakobsweg – fokussiert, aber ohne Scheuklappen
Josias Burger

10 Wachsam behüte dein Herz
Daniel Zindel

14 Die Stiftung in die Zukunft geführt
Interview mit Heinz Zindel

20 Wie die Liebe in der Paarbeziehung wachsen kann
Käthi Zindel

22 Wie mich das Leitbild inspiriert
Mitarbeitende Stiftung Gott hilft

24 Wie das Leben allenfalls gelingen könnte...
Christian Eckert

28 Fokussiert – damit die Ernte gelingt
Daniel Zindel

32 «Bientraitance» – die gute Behandlung
Nadia Stricker

34 Vom FFL zum BiT
Roland Tiri

38 Die Sorgfalt war für mich essentiell
Interview mit Rolf Roider und Rolf Domenig

42 Agenda / Interna / Impressum

43 Inserate

44 Kontakte

Der Weg ist das Ziel

Kennen Sie die Kathedrale von Chartres? Ich war auch nie dort, durfte aber das berühmte Labyrinth von Chartres im Kleinformat bei der letzten Retraite mit Papier und Bleistift erforschen. Es war eine interessante Erfahrung, weil das Ziel, die Mitte, oft erreicht schien. Doch dann nahm der Weg eine totale Wende, so dass das Ziel plötzlich ganz weit weg lag.

Ist unser Lebensweg manchmal auch mit einem Labyrinth vergleichbar? Wir fokussieren ein Ziel und gehen anfangs entschlossen darauf zu. Das Gefühl, das Ziel bald erreicht zu haben, motiviert uns. Aber dann kommt vielleicht die Wende, wo wir scheinbar vom Weg abkommen und uns auch etwas verloren fühlen … kennen Sie dieses Gefühl? Unser diesjähriges Jahresthema lautet: «Fokussiert – damit das Lebend gelingt.» Was bedeutet dieses Jahresthema? Wenn ich mich wie beim Labyrinth auf die Mitte oder mein Ziel fokussiere, gelingt dann mein Leben? Oder kann es auch vorkommen, dass wir uns im Leben «falsch» fokussieren (S. 10)? Wer sagt mir, ob ich mit meinem Fokus richtig oder falsch liege?

Es war eine interessante Erfahrung, weil das Ziel, die Mitte, oft erreicht schien. Doch dann nahm der Weg eine totale Wende, so dass das Ziel plötzlich ganz weit weg lag.

Das Interview mit Heinz Zindel (S. 14) hat mich unheimlich beeindruckt. Ein Teil des Gesprächs war ein Rückblick auf sein Leben. Er setzte seinen Fokus nicht auf das Misslungene oder die weniger schönen Ereignisse im Leben, sondern er freut sich über die geschenkten Momente Gottes und ist erfüllt mit grosser Zufriedenheit in seinem jetzigen Lebensabschnitt.

Auch Dani Maag säte, um zu ernten, doch leider wurde dieses Ziel durch die Wetterverhältnisse verunmöglicht. Anstatt sich zu ärgern, änderte er seinen Fokus, und so wurde trotz der Umstände ein erfolgreiches Erntefest gefeiert (S. 28).

Ich staune auch über die überdurchschnittliche Masterarbeit von Christian Eckert (S. 24). Wieviel Fokussierung hat es da gebraucht, neben Familie, Job und Alltag diese Arbeit fertigzustellen? Oft merken wir gar nicht, dass wir den Weg nicht alleine gehen und nicht alles alleine tragen müssen. Im Dialog mit Gott entdecken wir einen verlässlichen Wegbegleiter, der auch in herausfordernden und schwierigen Zeiten nicht loslässt und uns sicher zum Ziel führt (S. 20). Und manchmal ändert sich unser Fokus auch je nach Lebensabschnitt. Rolf Roider, Heimleiter des Alters- und Pflegezentrums Serata, wendet sich nach 10 Jahren sehr intensiven Zeiten anderen Projekten zu (S. 38).

Auch der Fokus der Stiftung Gott hilft ist im Wandel. Ich bin seit etwas mehr als drei Jahren für die Kommunikation verantwortlich, und glauben Sie mir, kein Tag war wie der andere. Mich fasziniert immer wieder, wie aus Bedürfnissen tragbare Projekte (S. 34) entstehen und Form annehmen.

Nomen est Omen – Gott hilft nach wie vor. Er ist unser Ursprung und unsere Ressource der Kreativität und Möglichkeiten. Das Spannende beim Labyrinth von Chartres ist, dass es immer vorwärts geht, mal über Umwege, mal schneller und logischer. Und so scheint es mir auch mit der Stiftung, die trotz der schnelllebigen Zeit und Entwicklung immer auf eine solide Mitte vertrauen kann.

Wir wünschen Ihnen selbst reflektierende Momente mit dieser Ausgabe, und denken Sie daran: Egal, wo Sie gerade in Ihrem persönlichen Lebensweg stehen, wichtig ist (d)ER (als) Fokus.

Pradeepa Anton
Kommunikation Stiftung Gott hilft

Die Stiftungsleitung berichtet

Daniel Zindel, Gesamtleiter und Theologischer Leiter Stiftung Gott hilft

Nachfolgeregelung Leitung Alters- und Pflegezentrum Serata

In seiner Novembersitzung wählte der Stiftungsrat Rolf Domenig (geb. 1964) zum neuen Leiter des Alters- und Pflegezentrums Serata. Rolf Domenig ist selbständiger Unternehmer (Dipl. Ing. ETH/MBA) aus Gams, hat an der Uni Zürich und am IGW Theologie studiert und sich auch in Seelsorge weitergebildet (BTS). Seit längerer Zeit war es sein Wunsch, im Sozialbereich ein Wirkungsfeld zu finden. Der Leiterwechsel findet im Juni/Juli statt. Ein Interview mit den beiden Leitern finden Sie auf S. 38.

Arbeitsgruppe «Haltungsorientierte Pädagogik»

Die Gruppe besteht aus Vertreterinnen der HFS, der Sozialpädagogischen Fachstelle, der Beratungsstelle Rhynerhus und des Schulheims Zizers. Sie trifft sich sporadisch, um an grundlegenden Themen rund um «Glaube und (Fremd)Erziehung» zu arbeiten. Zur Zeit bewegt sie das Thema «Umgang mit Diversität». Aus unserer Grundlagenarbeit heraus soll dann das nächste Dossier des «lebendig» entstehen.

Campusentwicklung

Ein Architekturbüro ist daran, aufgrund des genehmigten Masterplans ein Layoutkonzept für die Überbauung des Campus Nord der Stiftung Gott hilft zu erarbeiten. Parallel dazu laufen seitens der Stiftung in verschiedenen Arbeitsgruppen diverse Konzeptarbeiten auf Hochtouren wie etwa: Masterplan Standorte Parkierung und Schule/Verwaltung/Kita; Verkehrskonzept Campus Nord, Betriebskonzept Gastronomie Campus, Nutzungskonzept Serata-Erweiterung; Planungskonzept Alterswohnungen.

Neue IT

Die Einführung der neuen Informatiklösung war eine komplexe Aufgabe. Sie betraf jede Mitarbeiterin, jeden Mitarbeiter, der in der Arbeit auch den Computer verwendet. Also fast alle! Auf vielen Gebieten ist die Umstellung sehr gut gelungen, für einzelne User, vor allem für diejenigen, die einen externen Zugriff auf das System benötigen, brauchte es etwas Geduld.

Arbeitnehmervertreterin im Stiftungsrat

Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Gott hilft wählten Evi Zumsteg, Leiterin der WG Steinbock und Dozentin an der HFS Zizers, für eine weitere Amtsperiode in den Stiftungsrat.

Krisenmanagement und Krisenkommunikation

Ein möglicher Fall: «In einer Schneesportwoche machen Jugendliche der Jugendstation ALLTAG mit ihren Verantwortlichen eine Skitour. Sie geraten in eine Lawine. Vier der sechs Jugendlichen und alle Leitenden können geborgen werden, zwei Jugendliche werden noch vermisst. Es nachtet schnell ein.»

Am Betriebsleiterfachtag beschäftigten sich die Verantwortlichen mit krisenhaften Ereignissen, die sich in den verschiedensten Betrieben der Stiftung ereignen könnten. Wir haben unterschiedliche Systemrisiken. Wie reagieren wir? Wie kommunizieren wir?

Grob zusammengefasst: Erstens, indem sofort ein Kriseninterventionsteam (KIT) gebildet wird, das die Krise zusammen mit den professionellen Helfern (Polizei, Feuerwehr, Care Team) vor Ort mit den unmittelbar Betroffenen (Klienten, Angehörige, Mitarbeitende) meistert. Zweitens, indem parallel dazu ein Krisenstab (KS) aus Leitung, Leitung Kommunikation, evtl. Stiftungsrat zusammengesetzt wird, der die Krise strategisch und kommunikativ bewältigt.

BiT

Das oberste Ziel des BiT (Berufsintegrationstraining) ist es, Jugendliche und junge Menschen während maximal einem Jahr schrittweise so an die Berufswelt heranzuführen, dass ihnen danach der Start in eine Berufslehre und den freien Arbeitsmarkt gelingt. Die Trainingszeit soll ihnen ihre Eigenverantwortung bewusst machen, damit ihnen ihr Sozialverhalten nicht (mehr) im Wege steht. Sie sollen ausserdem die Kernkompetenzen der Arbeitswelt kennen lernen, so dass sie eine Lehrstelle auch bei Schwierigkeiten durchziehen und erfolgreich abschliessen können. Der offizielle Start des BiT fand im Februar statt. Die spannende Entstehungsgeschichte von BiT können Sie auf S. 34 lesen.

1

2

Fundraising

Das Spendenwesen ist im Umbruch. Die Methoden der Mittelbeschaffung werden immer direkter, ja offensiver. Wie sollen wir uns als Stiftung in dieser sich verändernden Fundraising-Landschaft bewegen?

Drei Dinge sind uns wichtig:

- Wir halten am Glauben fest, dass es letztlich Gott ist, der versorgt und dass er dazu freigiebige Herzen und Hände von Menschen braucht. Die Grundlage aller Mittelbeschaffung ist also das Vertrauen auf Gottes Treue und auf eine starke Identifizierung aller Mitglieder der «Stiftungscommunity» mit der Vision und dem Auftrag unserer Stiftung.
- Wir wollen gleichzeitig unser Augenmerk auf eine gezielte Mittebeschaffung richten. Das bedeutet, dass wir das optimieren und professionalisieren, was wir heute schon tun.
- Neue Methoden, wie zum Beispiel die Mittelbeschaffung über Finanzierungsstiftungen oder Sponsoring für klar definierte Projekte, müssen zur Kultur der Stiftung passen und sollen in die Gesamtkommunikation der Stiftung eingebettet sein. Auf Methoden, die nicht dem Leitbild der Stiftung ent sprechen, verzichten wir auch in Zukunft. Zur Zeit läuft ein Projekt, wo Studierende der Zürcher Hochschule für Ange wandte Wissenschaften (ZHAW) ein Fundraisingprojekt für GHU (Gott hilft Uganda) erarbeiten.

Leitung Kommunikation und Marketing

Im digitalen Zeitalter wird die Kommunikation auf Augenhöhe immer wichtiger. Als eine christliche Stiftung mit einer über 100-jährigen Geschichte und den verschiedensten Angeboten ist es wichtig, dass wir weiterhin unseren Auftrag und unsere Arbeit nach aussen zielgruppenorientiert kommunizieren. Aus diesem Grund wird die Stelle Beauftragte/r Kommunikation mehr in die strategischen Massnahmen der Leitung und Betriebe eingebunden und übernimmt neu die operative Leitung Kommunikation und Marketing. Damit möchte die Stiftung die Bereiche Marketing und Fundraising in Übereinstimmung mit dem Leitbild verstärkt in die Kommunikation und Gesamtstrategie einbetten. Pradeepa Anton wird diese Stelle weiterhin besetzen.

3

Stiftungskultur

Der November ist für die Mitarbeitenden die Zeit zur Weiterbildung, Einkehr und Vertiefung der Beziehungen über die Betriebsgrenzen hinweg. Die drei Retraiten für alle Mitarbeitenden wurden durch eine vierte Tagesretraite ergänzt. Sie standen unter dem neuen Jahresthema «Fokussiert – damit das Leben gelingt». Referentin und Referent waren die beiden Mitglieder des Stiftungsrats: Rebekka Bieri und Josias Burger. Anfangs Jahr fand im Lärchensaal in Zizers der traditionelle Stiftungsapéro statt. Diese Anlässe dienen dazu, das Leitbild der Stiftung umzusetzen. Zum Beispiel folgende Aussagen: «Wir handeln professionell, spirituell, menschlich und wirtschaftlich. Im Zusammenführen dieser Aspekte und im Praxisbezug wollen wir wegweisend sein. Offene Kommunikation und Partizipation schaffen eine hohe Identifikation mit der Stiftung Gott hilft und sind Grundlagen der Zusammenarbeit.»

4

1 | Wegweiser ins neue Projekt BiT
2 | Eröffnungsfest BiT vom 11.02.2020
3 | Musikalischer Beitrag am Stiftungsapéro
4 | Statements des Stiftungsrats zum 2020

Auf dem Jakobsweg – fokussiert, aber ohne Scheuklappen

Josias Burger, Pfarrer in Trimmis/Says und Vizepräsident Stiftungsrat

In den letzten Jahren pilgerte ich auf der Via Son Giachen. Dabei wurde mir der Bündner Jakobsweg zum Gleichnis, zum Lebensweg en miniature. Er lehrte mich fokussiert, aber ohne Scheuklappen unterwegs zu sein. Das möchte ich anhand von fünf Bildern illustrieren.

Der Weg

Ich kann nicht sagen, dass die ebenen, geraden Wege auf dem Jakobsweg meine liebsten waren. Lange gerade Wege sind nicht eben spannend. Im Gegenteil, sie scheinen manchmal endlos. Da waren die Wege bergauf oder bergab, die Wege mit Kurven schon viel interessanter. Zum Beispiel durch die Clemgiaschlucht wie hier.

Aber ist es auf dem Lebensweg nicht gerade umgekehrt? Mir jedenfalls sind die geraden Wege lieber. Ich habe es gerne übersichtlich. Ich suche den einfachen und direkten Weg zum Ziel. Hindernisse sind da eher lästig. Und Umwege mühsam und zeitraubend. Ich versuche, zielstrebig zu sein.

So denke ich oft – und doch: Sind es nicht gerade die schwierigen Wege, die meine Sinne besonders schärfen? Die anspruchsvollen, die mich noch ganz anders beseelen? Die herausfordernden, die mich weiterbringen?

Die Brücke

Auf meinem Weg bin ich über viele Brücken gegangen. Ich habe sie nicht gezählt. Aber es waren bestimmt an die hundert. Sie halfen mir, sicher auf die andere Seite zu gelangen. Und sie haben mir manchmal weite Umwege erspart.

Die abgebildete Brücke ist eine besondere. Es ist die Punt Ota. Sie steht an einem wichtigen Übergang: vom Unterengadin zum Oberengadin. Diesen Ort wollte ich immer schon mal sehen.

Brücken stehen an Übergängen, die sonst trennen. Und selbst wenn eine Brücke da ist, wirkt das Trennende manchmal nach. Wer zum Beispiel von Trimmis nach Untervaz über den Rhein will, geht über den Jordan, wie es im Volksmund heisst. So einschneidend scheint diese Überquerung einmal gewesen zu sein. Vermutlich ähnlich wie früher die Tardisbrücke, über die man den Kanton verliess.

Brücken eröffnen neue Zugänge. Und ich habe mich gefragt: Wie geht es mir mit den Brücken auf dem Lebensweg? Über welche Brücke war ich schon froh? Wo gelang es, eine schwierige Situation zu überbrücken? Und bei welchen Übergängen suche ich noch nach einer tragfähigen Brücke?

Die Lücke

Auf meinem Jakobsweg konnte ich eine Passage nicht gehen. Über den Scalettapass gab es kein Durchkommen. Es liege noch zu viel Schnee, hiess es. Es sei zu gefährlich, den Pass allein und ohne Schneeschuhe zu überqueren.

Das hat mich ziemlich gewurmt. Denn auf diesen Abschnitt hatte ich mich ganz besonders gefreut. Er war für mich so etwas wie die Königsetappe. Aber da liess sich nichts machen. Manches kommt anders, als man es plant.

So bin ich dann halt über einen anderen Pass zum nächsten Etappenort gefahren. Bevor ich am Morgen die neue Etappe in Angriff nahm, bin ich noch ein Stück Richtung Scalettapass gewandert. Um mit eigenen Augen zu sehen, dass es nicht gegangen wäre. Dabei ist dieses Bild entstanden.

Manchmal geschieht ein Unterbruch auf der Wegstrecke des Lebens. Eine Lücke entsteht. Diese Lücke kann schmerzhaft sein – wie das fehlende Wegstück über den Scalettapass.

Was hat mir geholfen? Zunächst einmal, diese Lücke anzuschauen und zu klagen. Mir hat es geholfen, in die Nähe des Passes zu gehen und die entstandene Lücke zu betrachten. Nachtrauern darf sein! Das ist das erste, was zu einem Trauerprozess gehört.

Dann aber nicht stehen bleiben, sondern den Blick wenden. Das ist das zweite. Sich umdrehen und das Ziel wieder ins Auge fassen. Das Ziel ist nämlich das gleiche geblieben.

Mögen einzelne Wegstrecken auf dem Jakobsweg auch wegfallen und vermisst werden. Das Ziel liegt vor mir! Es ist auf jeder Wegstrecke dasselbe und deshalb das Verbindende. Es verbindet auch die Abschnitte miteinander, die unterbrochen wurden.

Als Pilger auf dem Lebensweg ist mir natürlich bewusst: Das Ziel ist mehr als Disentis oder Santiago. Das Ziel ist Gott. Und ist nicht er es, der alle Abschnitte meines Lebens in der Hand hält? Und einmal zu einem Ganzen zusammenfügt. Der die Lücken heilt und meinen Lauf vollendet.

Manchmal geschieht ein Unterbruch auf der Wegstrecke des Lebens. Eine Lücke entsteht.

Der Wegweiser

Das Schöne am Jakobsweg ist, so finde ich: Du musst dich nicht um die Route kümmern. Denn der Weg ist gut ausgeschildert. An jeder Kreuzung steht ein Wegweiser. Du kannst dich führen lassen.

Der Jakobsweg hat viel mit Führung und Vertrauen zu tun. Und mit der Zeit habe ich verstanden, was der Unterschied zwischen Wandern und Pilgern ist. Beim Wandern suche ich den Weg selbst. Beim Pilgern ist der Weg schon bereit. Und er ruft mich.

Wenn ich vorher behauptet habe, an jeder Kreuzung stehe ein Wegweiser, dann muss ich jetzt einschränken: Nicht ganz an jeder! Als ich eines Morgens aufbrach, fehlte schon an der ersten Weggabelung ein Wegweiser. Ich lief eine Weile in die falsche Richtung, bis ich mich durchrang umzukehren.

Es ist nicht leicht, wenn du dich führen lassen willst, und du bekommst einfach kein Zeichen. Du fühlst dich dann bald allein gelassen. Und die Frage mag berechtigt sein: Wie kann ich Gott vertrauen, wenn ich nichts von seiner Führung spüre?
Gott sei Dank, waren die nächsten Wegweiser dann wieder zur rechten Zeit am richtigen Ort. So ist es schön, sich führen zu lassen. Und in der Begeisterung fragst du dich: Warum nur lassen sich nicht mehr Menschen gerne von Gott führen? Du hast dann doch viel besser Zeit, dich dem zu widmen, was dir unterwegs begegnet, als wenn du dauernd mit der Lebensroute beschäftigt bist.

Manchmal ist es auch schwer, sich führen zu lassen. Diese Erfahrung machte ich postwendend. Ein Wegweiser führte mich in die falsche Richtung. Wenigstens nach meinen damaligen Erkenntnissen. Ich fühlte mich etwas verschaukelt. Da vertraust du auf die gelben Pfeile – und landest im Schilf.

Erst später habe ich gemerkt, dass die Umleitung nötig war. Aber ich brauchte einige Zeit, bis ich den Wegweisern wieder Vertrauen schenken konnte. Der Jakobsweg ist ein Lebensweg, Lehrpfad und Lernweg. Und ich habe gemerkt: Die Frage für mich ist nicht, ob ich mich von Gott führen lassen will oder nicht. Sondern, ob ich ihm vertrauen will, wenn der Weg einmal in eine andere Richtung geht, als mir lieb ist.

Das Bänkchen

Es gab sie in grosser Zahl am Weg. Sie waren oft sehr einladend. Aber keines war so wie dieses. Auf diesem steht nämlich ausdrücklich: Nimm Platz!

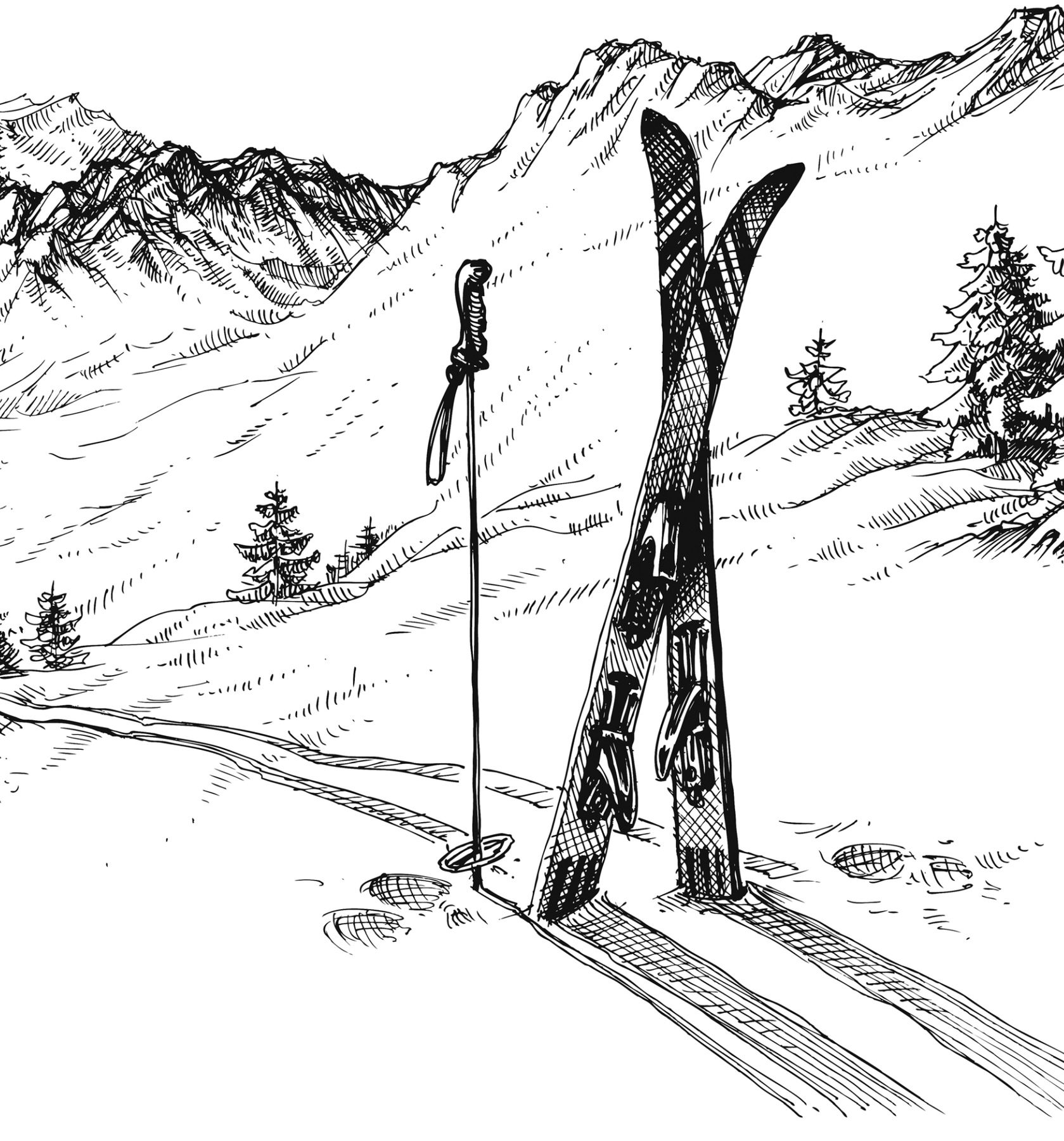
Eigentlich eine Selbstverständlichkeit – oder nicht? Warum muss es dann aber extra draufgeschrieben werden?, dachte ich, als ich mich hingesetzt hatte. Im Grunde ist ja jedes Bänkchen eine Aufforderung dazu. Aber offenbar muss das Selbstverständliche von Zeit zu Zeit wieder benannt werden. Es muss wieder neu bewusst gemacht werden.

Wer unterwegs ist, muss auch mal rasten. Und wer arbeitet, muss auch mal Pause machen. Das Selbstverständliche muss wieder verständlich werden. Nimm Platz! Lass die Arbeit liegen und das Leben Revue passieren. Richte deine Zeitoasen so ein, dass du nicht an ihnen vorbeikommst. Für mich war dieses Bänkchen – wie so vieles auf der Via Son Giachen – ein Aha-Erlebnis.

Wachsam behüte dein Herz

Daniel Zindel, Gesamtleiter und Theologischer Leiter Stiftung Gott hilft

Wir sind heute zusammen, um als Auftragsgemeinschaft Stiftung Gott hilft gemeinsam das neue Arbeitsjahr zu beginnen. Unser Jahresthema heisst: «Fokussiert – damit das Leben gelingt». Je länger ich über dieses Thema nachdenke, desto mehr merke ich, dass im Grunde genommen das Motto präzisiert werden muss. Etwa so: «Richtig fokussiert – damit das Leben gelingt». Ein Spiel-, Sex- oder Alkoholsüchtiger lebt sehr fokussiert. Aber es ist damit nicht gesagt, dass sein Leben gelingt.



Falsche Fokussierungen können fatale Folgen haben. Ich habe das selbst vor Weihnachten erlebt: Es war nach dem zweiten Kreisel beim Outlet-Zentrum in Landquart. Ich fuhr euphorisch drauf los, nachdem ich für meine Tourenausrüstung zu einem Schnäppchenpreis ein Kleidungsstück gekauft hatte. Dann blitzte es. Mitten im Winter. Ich schaute auf meinen Tacho. Etwas über 90. Gut 10 zu viel. Ärgerlich, aber verkraftbar. Erst als ich drei Tage später ein Telefon erhielt, ich solle mich auf dem Polizeiposten in Landquart melden, wurde ich nervös. Ich fuhr die Strecke nochmals ab und erschrak: Die Signalisation war nicht 80, wie ich im Kopf hatte, sondern auf 60 gestellt. Sie war vor einiger Zeit geändert worden, und ich hatte das nicht bemerkt. Ich war falsch fokussiert.

Es geht also darum, dass wir uns auf das Richtige konzentrieren! Ja, aber was ist das denn?

Sind es unsere Familien und Verwandtschaften, denen wir uns in den letzten Tagen so intensiv gewidmet haben? Sie sind wichtig. Unbedingt. Aber unsere Clans könnten uns auch binden und uns in unserer Entfaltung hindern. Manchmal muss man sich von ihnen losstrampeln wie Harry und Meghan.

Ist es unser Partner und die Partnerin, die wir fokussieren sollen? Ja, es ist zentral, dass wir sie gut in unserem Fokus haben. Aber nicht ausschliesslich, sonst werden wir «klebrig». Es geht uns dann vielleicht wie jener Frau, die in der Beratungsstelle Rhynerhus sagte: «30 Jahre lang habe ich alles für meinen Mann gemacht. Und nichts ist zurückgekommen. Jetzt ist fertig. Ich steige aus.»

Soll man sich ganz auf seine Arbeitsstelle fokussieren? Als Chef habe ich natürlich gerne Mitarbeitende, die Vollgas geben. Aber das können wir nur ein ganzes Arbeitsleben lang, wenn wir auch sorgfältig mit uns umgehen und uns von der Arbeit auch einmal abgrenzen können.

Bezüglich der richtigen Fokussierung gibt uns die Bibel folgenden Ratschlag: «Mehr als auf alles, gib acht auf dein Herz, denn aus ihm strömt das Leben» (Sprüche 4,23). Mehr als auf alles andere, konzentriere dich auf dein Innenleben, nimm dich wahr und gestalte dein Fühlen und Denken und höre, was in deinem Herzen von Gott her passiert.

Das Wort «Herz» in der Bibel meint ja nicht ein Organ, «unsere Pumpe», sondern die Mitte unserer Person, quasi die Kommandobrücke unseres Lebens. Das Herz ist der Ort, wo unsere Gefühle und Gedanken in der Tiefe miteinander «verkabelt» sind. Ein Neurologe würde das Ganze eher ins Gehirn verlegen. Aber keine Details – wir verstehen es intuitiv, wenn wir zum Beispiel sagen: Ich habe ein fröhliches Herz oder ein schweres Herz.

Unser Herz sollen wir fokussieren!

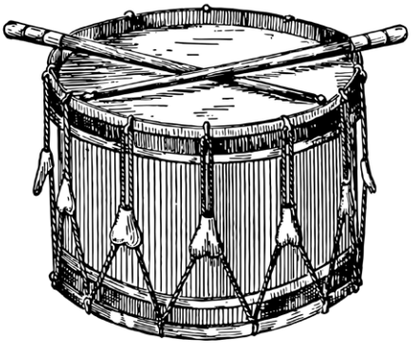
Warum ist das so wichtig? Es sind zwei Gründe. Erstens: Alles, was dem Leben dient oder es zerstört, entsteht aus dem Inneren unseres Wesens. Ich kann Dankbarkeit in mir tragen oder Neid und Eifersucht kultivieren. Ich kann in meinem Herzen grosszügig sein oder mich von Geiz zerfressen lassen. «Aus dem Herzen kommen böse Gedanken, Mord, Ehebruch, Unzucht, Diebstahl, falsches Zeugnis und Lästerung» (Matthäus 15,19), sagt Jesus. Ähnlich formuliert es die östliche Weisheit: «Säe einen Gedanken und ernte eine Tat. Säe eine Tat und ernte eine Gewohnheit. Säe eine Gewohnheit und ernte einen Charakter. Säe einen Charakter und ernte ein Schicksal.

«Mehr als auf alles, gib acht auf dein Herz». Es geht noch um etwas Zweites:

Unser Herz ist auch die Plattform, wo Gott in uns hineinwirkt. Gott wohnt mit seinem Geist in der Tiefe unseres Herzens. An einer Stelle sagt Paulus: «Gott ist es auch, der uns sein Siegel aufgedrückt hat und uns den Geist in unsere Herzen gegeben hat» (2. Kor. 1,22). Oder an einer anderen Stelle: «Die Liebe Gottes ist ausgegossen in eure Herzen» (Römer 5,5). Man könnte sagen: Unser Herz ist das Organ, das Gottes Stimme vernimmt. Tief in mir drin darf ich seine Liebe spüren und seine Stimme hören: «Du bist von Gott geliebt, gewollt, gesucht, gebraucht.» Auf sein Herz Acht geben heisst also auch: «Mehr als auf alles, gib acht darauf, was und wie Gott in deinem Herzen zu dir spricht. Daraus strömt das Leben.» Auf unser Herz zu achten zielt also auch darauf ab, in der Tiefe unseres Wesens Gott zu begegnen und uns von ihm führen zu lassen.

Es passiert dann etwas Ähnliches wie bei Raphi, unserem Perkussionisten. Habt ihr die kleinen Kopfhörer gesehen, die er beim Musizieren trägt. Für jeden Song hat er auf seinem Handy den richtigen Takt eingestellt. Über die Kopfhörer hört er das Metronom und gibt als Verantwortlicher den Beat, den Rhythmus durch. Das Musikerteam nimmt den Schlag auf und musiziert danach. – Meistens. Der Heilige Geist ist Impulsgeber in unserem Herzen, damit unser Lebensrhythmus gelingt.

Ich möchte in drei Stichworten ausführen, wie das für unser Leben aussehen und welche Auswirkungen das für unser Unternehmen haben könnte:



Sich ein versöhntes Herz bewahren lassen

Ich erlebe es manchmal, wie ich in mir den Impuls verspüre, mich zu versöhnen. Vergib doch einfach oder sage «sorry» und entschuldige dich. Nach einem Ehekrach etwa oder nach einer Sitzung, wo heftige, unfaire Worte gefallen sind. Ich selbst habe keine Lust. Aber es ist, wie wenn der Heilige Geist in mir sagen würde: Springe über deinen Schatten. Jedes Mal, wenn wir diesem Impuls unseres Herzens nachgeben und uns versöhnen, auch wenn das einseitig geschieht, fliesst Groll und Bitterkeit aus unseren Herzen ab. Wir werden frei von Stolz oder Rechthaberei.

Es wird uns leicht zu Mute. Hier wird sehr schön sichtbar, wie wichtig diese Achtsamkeit für unser Herz ist. Davon hängt doch gelingendes Leben ab, ob wir versöhnt im Leben stehen, oder an Leib und Seele verbittert und vergrämt sind.

Und was bedeuten versöhnte Herzen für unser Unternehmen? Es macht Freude, in einem Team zu arbeiten, wo man nicht nachtragend ist. Es macht die Arbeit leicht, wenn man schnelle Verständigungs- und Versöhnungswege kennt. Das hat auch mit einer offenen Kommunikation zu tun, die wir uns in unserem neuen Leitbild auf die Fahnen geschrieben haben.

Sich ein leidensfähiges Herz bewahren lassen

Jeremias Gotthelf hat mal gesagt: «Schwer ist es, die rechte Mitte zu treffen. Das Herz zu härten für das Leben und es weich zu halten für das Lieben.» Um den Kampf des Lebens zu bestehen, müssen wir auch hart sein und uns schützen können. Aber um zu lieben, brauchen wir ein weiches Herz. Gerade für uns, die in der sozialen Arbeit tätig sind, ist dieser Spagat gar nicht so einfach, uns in gewissen Situationen innerlich zu wappnen und Distanz zu wahren und trotzdem sein Herz weich zu behalten. Ein weiches Herz ist verletzlich. Ein leidensfähiges Herz kann Schmerz zulassen: «Das schmerzt, was jetzt mit mir geschieht, was meinem Kind passiert, was mir an Leid von meinen Klienten entgegenkommt.» Das tut weh. Achtsam nehme ich das wahr. Aber ich nehme auch wahr, dass gleichzeitig auch Gott da ist, der mit seinem Geist in mir wohnt. Und er spricht: «Du musst dein Leid nicht allein tragen. Zieh dich nicht in deine Höhle zurück, um dort deine Wunden zu lecken. Ich bin da. Ich trage es mit dir zusammen. «Fürwahr, er trug unsere Schmerzen, durch seine Wunden sind wir geheilt», beschreibt Jesaja (Jes. 53) dieses Geheimnis, dass wir die Schmerzen unseres Herzens Jesus mitteilen, ja mit ihm teilen können.

Für mich sind solche Leidenszeiten mühsam. Ich komme mir wie in der Wüste vor. Aber schaut, unsere Wüsten sind der Ort, wo Gott uns besonders begegnen möchte. «Ich will sie in die Wüste führen und freundlich zu ihr reden» (Hosea 2,14; Luther). Ihr habt sicher alle schon Erfahrungen gemacht, wie eine schwierige Leidenszeit, die ihr mit Gott durchgemacht habt, euch irgendwie geläutert und innerlich konzentriert hat.

Eine Liedstrophe drückt diese Fokussierung durch das Leiden so aus. Sie braucht für das Wort «Herz» das etwas veraltete Wort «Gemüt»:

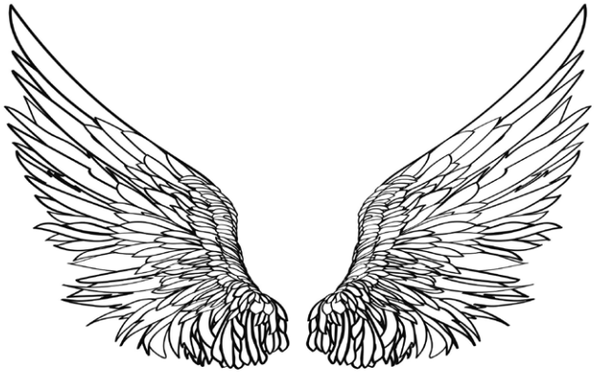
«Leiden sammelt unsere Sinne
Dass die Seele nicht zerrinne
In den Bildern dieser Welt.
Ist wie eine Engelswache
Die im innersten Gemache
Des Gemütes Ordnung hält.»
(Karl Friedrich Hartmann)

Der Dichter fährt weiter:

«Unter Leiden prägt der Meister
in die Herzen, in die Geister
sein allgeltend Bildnis ein.»

Wüstenzeiten vor und mit Gott dienen der Schärfung und Profilierung unserer inneren Persönlichkeit. Sie gestalten uns um in das Bild unseres Meisters von Nazareth.

Was heisst das für eine Organisation, wenn Mitarbeitende beissen gelernt haben, ohne verbissen zu werden? Wir sind dann als Mitarbeitende an unserer Arbeit nicht nur auf Spass oder aufs Geld aus – das darf nebenbei auch sein! – aber wir sind primär tragfähig für die Not unserer Leute. Eine Organisation von Menschen mit leidensfähigen Herzen ist resilient, widerstandsfähig, kann Rückschläge verdauen. Wisst ihr, es ist einfach, in unser Leitbild hinein zu schreiben. «Sozial engagiert fördern wir das Potential von Menschen – damit das Leben gelingt.» Die Umsetzung dieses Satzes braucht unser Herzblut und eine rechte Portion Leidensfähigkeit, das Potential auch von jenen Menschen zu fördern, die man am liebsten auf den Mond schiessen möchte.



Sich den Frieden im Herzen bewahren lassen

«Der Friede Gottes bewahre eure Herzen» (Philipper 4,7), schreibt Paulus. Der Friede Gottes umhülle euer Innerstes wie ein schützender Mantel. Auch dieses Jahr werden wir viele Spannungen aushalten müssen, die uns innerlich aufwühlen.

Es gibt persönliche Spannungsfelder: Besteht mein Kind die Prüfung? Wie lautet die Krankheitsdiagnose? Schaffe ich es physisch oder psychisch? Wird mir der Fahrausweis genommen?

Wir haben geschäftliche Spannungsfelder: Generieren wir die budgetierten Einnahmen oder Spenden? Schaffen wir diese komplexe Reorganisation? Meistern wir die Planung unseres Campus mit allen Zielkonflikten? Ein Teil unserer Arbeit besteht darin, Spannungen einfach auszuhalten. Wir haben jetzt im Moment keine Lösung. Wir wissen nicht, wie es herauskommt.

Und genau da hinein darf ich Gott mit seinem Frieden einladen: «Gott, komm und schaffe Frieden in meinem Herzen, jetzt, wo ich so aufgewühlt bin. Komm mit deinem Frieden, trotz aller und in allen Spannungen.»

Ich empfinde, dass wir als Stiftung schneller und agiler unterwegs sind als vor 10 Jahren. Aber auch fahriger und fiebriger! Je mehr Treiber uns als Unternehmen treiben – Digitalisierung, Regulierung, Dokumentierung, Risikominimierung und Evidenzbasierung – je mehr wir äusserlich getrieben sind, desto mehr brauchen wir innerlich von Gott befriedete Herzen! So bleiben wir eine gelassene und getragene Organisation und «hühnern» nicht unbefriedet und unbefriedigt umher.

Ich komme zum Schluss. Das ist mein Neujahrswunsch an euch alle: Achtet gut auf euer Herz in diesem Jahr. Euer Herz ist der Hub für eure Selbst- und Gottesbeziehung. Daraus entspringen Haltungen, die es uns persönlich und unserem Unternehmen gelingen lassen.

Die Stiftung in die Zukunft geführt

Interview: Pradeepa Anton, Kommunikation SGh

Drei spezielle Eigenschaften von Heinz Zindel haben der Stiftung in den 1960er-Jahren den Sprung in die Zukunft ermöglicht: Er kam von ausserhalb der Stiftung, war als Heilpädagoge und Lehrer gut qualifiziert und verfügte über die Fähigkeit, den unausgebildeten Mitarbeitenden Wertschätzung entgegenzubringen. Er baute 1965 die Mitarbeiterschule in Zizers auf und war gleichzeitig der erste pädagogische Leiter der Stiftung. Von 1972 bis 1995 leitete er die Stiftung Gott hilft.

1

2

Portrait Heinz Zindel (*1931)

Heinz Zindel lernte das Churer Heim Foral bereits als 15-Jähriger anlässlich eines Landdiensteinsatzes kennen und kehrte als 18-Jähriger nochmals im Rahmen eines obligatorischen Landdiensts dorthin zurück.

Fritz Wittwers erste Anfrage an Zindel, eine Heimerzieherschule aufzubauen, lehnte dieser ab. Er entschloss sich zu einem heilpädagogischen, pädagogischen und theologischen Studium mit Promotion und nahm erst 1963 die Anfrage, diesmal von Emil Rupflin, an. Zindel trat damit in einer schwierigen Zeit in die Stiftung ein: Die Mitarbeiternot war gross, zudem starb 1966 Emil Rupflin nach langer Krankheit. Ferner kündigte die Zeitschrift Der Beobachter eine Recherche im Umfeld der Stiftung an, womit man sich erstmal in der Geschichte der Stiftung den kritischen Fragen von aussen stellen musste. Zindel führte eine interne Untersuchung durch. Sein Bericht deckte Missstände auf und führte zum Rücktritt einer Hausmutter. Die Mitarbeiterschaft reagierte zwiespältig: Für die einen war dies «ein Angriff Satans», während für die Mehrheit die fachliche Unterstützung und Zindels neuer Stil eine Erleichterung bedeuteten.

Heinz Zindel leitete die Stiftung durch die Zeit der 68er-Unruhen und der Heimkampagne. Seine pädagogische Überzeugung beruhte auf zeitgemässen wissenschaftlichen Erkenntnissen, die er mit einem biblischen Menschenbild verband; radikale Forderungen der Reformpädagogen lehnte er ab. In der dreiköpfigen Stiftungsleitung gelang ihm zusammen mit Pfarrer Gottfried Rade und Samuel Rupflin schrittweise die Erneuerung der Organisation. An die Stelle des Worts des Patriarchen trat ein etwas hektisches «Management durch Merkblätter», dessen Sinn darin bestand, Entscheide zu verschriftlichen und die Führung transparenter zu gestalten. Heinz Zindel sicherte der Stiftung für 30 Jahre Stabilität. Er schenkte den Gott-hilft-Heimen ihre erste klare pädagogische Ausrichtung und schuf mit der Heimerzieherschule ein Fundament, das der Stiftung bis heute als Basis dient.

Auszug aus dem Buch «Niemandskinder»
Erziehung in den Heimen der Stiftung Gott hilft 1916 – 2016
von Christine Luchsinger

Interview mit Dr. Heinz Zindel

Heinz Zindel, wie kamen Sie das erste Mal in Berührung mit der Stiftung Gott hilft?

Es war Anfang der vierziger Jahre, ich war etwa 10 Jahre alt. An einem Auffahrtsmorgen lud mich meine Mutter ein, mit ihr an die Bahnhofstrasse zu gehen, um den Marsch der Heilsarmee gemeinsam anzuschauen, der jeden Auffahrtstag stattfand. Ich war begeistert über den Vorbeimarsch dieser Hunderten von Salutistinnen und Salutisten mit ihren farbigen Uniformen. Ihr Gesang beeindruckte mich, und über dem Ganzen lag so etwas wie eine fröhliche Aufbruchsstimmung. Da stiess mich meine Mutter in die Seite und sagte: «Schau mal dort, dieser Mann ist Vater Rupflin, der Gründer und Leiter der Kinderheime Gott hilft.» Ich hatte diesen Mann vorher noch nie gesehen, es war die erste Begegnung mit der Stiftung. Ich sah einen aus meiner Perspektive alten Mann, damals wohl zwischen 50 und 60 Jahre alt, wie er sich einen Weg durch die Menge bahnte, um seine ehemaligen Mitarbeiter besser sehen zu können. Viel später erfuhr ich, dass er sein ganzes Leben lang Heimweh nach der Heilsarmee hatte. Er musste sich ja, als er das erste Kinderheim gründete, zwischen einem Auftrag in der Heilsarmee und einem Dienst ausserhalb der Heilsarmee entscheiden. Er hat sich für das zweite entschieden.

Drei Jahre später folgte eine zweite und längere Begegnung. Ein Freund hatte meinen Bruder und mich eingeladen, im Kinderheim Foral Chur einen Landdienst zu leisten. Ich fühlte mich sehr wohl in dieser Hausgemeinschaft, und mir blieben aus dieser Zeit zwei eindrückliche Erfahrungen in Erinnerung: Um sechs Uhr versammelte sich die Hausgemeinschaft um den Esszimmertisch. Der Hausvater Fritz Wittwer hielt eine Andacht. Danach standen alle auf, knieten an ihren Stühlen nieder und hielten eine für mich sehr ausführliche Gebetsgemeinschaft. Beten war mir nicht fremd, ich hatte einige Monate vorher durch eine Predigt über den guten Hirten den Entschluss gefasst, mit diesem Gott in Verbindung zu treten, und seither war ich im Gespräch mit ihm. Daher war Beten eigentlich keine unbekannte Sache für mich. Nur für meine Knie waren diese Gebete gewöhnungsbedürftig.

Wie erlebten Sie als Seminarist die Kultur bei Gott hilft?

Ich war 18 Jahre alt, mitten in der Ausbildung als Lehrer im Seminar in Zürich. Zum Ausbildungsprogramm gehörte ein Landdiensteinsatz von drei Wochen. Im zweiten Weltkrieg bot man für die «Anbauschlacht» jeden auf, der dazu beitragen konnte, die Selbstversorgung der Schweiz zu sichern. Dies behielt unser Direktor bei, weil er fand, für einen jungen Menschen sei es wichtig, die Arbeit der landwirtschaftlichen Bevölkerung kennen zu lernen. Weil es mir damals im Foral sehr wohl war, bat ich den Direktor, den Landdienst dort ableisten zu können. Nach dem ersten Arbeitstag rief mich der Hausvater zu sich – er hatte wahrscheinlich im Laufe des Tages mitbekommen, dass der Stadtbub im Umgang mit der Heugabel und dem Rechen nicht sehr effizient war – und machte mir einen Vorschlag, der nicht mit dem Auftrag des Seminars übereinstimmte: «Übernimm du meine Oberstufe der Heimschule, und ich gehe in die Heuernte. Denn die Heuernte war auf dem Höhepunkt, und alle waren den ganzen Tag gefordert. Ich sagte zu, nahm mir aber vor, sehr konsequent und auch streng zu sein, denn die Aufgabe war delikat. Die ältesten Jungen dieser Klasse waren lediglich vier Jahre jünger als ich. So kam es, dass ich bereits am ersten Tag einen der Rädelsführer vor die Türe stellte. Nun musste der Heimvater während der Arbeit noch etwas zu Hause holen und bemerkte den Jungen auf der Treppe. Am Nachmittag, als ich vor Unterrichtsbeginn nochmals meine Vorbereitungen überflog, sah ich auf meinem Schreibtisch einen Zettel. Darauf stand in klarer Lehrerschrift: «Schwierige Kinder nicht von sich wegschicken, sondern zu sich hinnehmen!» Das war meine erste sozialpädagogische Lektion und vielleicht sogar ein Hauch von Fokussierung auf meine spätere Lebensaufgabe.

Wann kam es dann tatsächlich dazu, dass Sie für die Stiftung zu arbeiten begannen? Wann folgte Ihr «Lebensauftrag» in der Stiftung Gott hilft?

Ich habe rückblickend den Eindruck, dass mich dieser Heimleiter Fritz Wittwer seit jener Woche nicht mehr aus den Augen verlor. Er war der tüchtigste Mitarbeiter des Gründers und bedrängte seinen Vorgesetzten über Jahre, seine Mitarbeiter aus- und weiterzubilden. Als ich später - vor 56 Jahren - eintrat, waren von allen betreuenden Mitarbeitenden für die rund 150 Kinder lediglich zwei ausgebildet. Ich vermute, dass Emil Rupflin, zwar ein hochbegabter Pädagoge, aber völlig ohne jegliche pädagogische Ausbildung, eine Abneigung gegen eine wissenschaftliche Ausbildung hatte.

Als ich dann Lehrer geworden war, geheiratet hatte und schon drei Kinder da waren, begann ich ein berufsbegleitendes Studium an der Universität. Meine Frau und ich hatten den Eindruck, dass nun «Gott hilft» ohnehin nicht mehr in Frage käme. Mein Ziel war es eigentlich, in die Lehrerausbildung einzutreten. Ausgerechnet einen Monat nach Abschluss meiner Ausbildung, als ich schon meinen Traumjob als Ausbildner am Seminar in Reichweite hatte, sassen Emil Rupflin und sein Sohn bei uns in der Stube des Lehrerhauses im Bauerndorf, in dem ich seit 12 Jahren arbeitete. Emil Rupflin hatte seine Einstellung nicht geändert, aber er wurde von den Behörden bedrängt, die nicht mehr zuschauen wollten, wie ein Werk mit so vielen Heimen von Menschen ohne Ausbildung geleitet wurden.

Anfangs des letzten Jahrhunderts hatte er mit einer Weitsicht und einer pädagogischen Klugheit seine Heimkinder erzogen und seine Mitarbeiter geführt. Er gab sein Wissen und Können an alle Hausleiter weiter, und sie vermittelten es an die nächste Generation – über 50 Jahre lang. Doch es fehlte etwas ganz Wesentliches, nämlich eine theoretische und wissenschaftliche Grundlage. Meine Frau und ich standen vor einem Richtungsentscheid. Nach langen Gesprächen und im Gebet entschieden wir uns, einzusteigen und diese Herausforderung anzunehmen.

Und welche Stelle haben Sie als erste angetreten?

Sie fragten mich an, ob ich bereit wäre, eine Ausbildung für Mitarbeiter aufzubauen, um die Lücken zu schliessen. Ich stellte aber die Bedingung, dass ich diese Schule nur dann aufbauen würde, wenn eine staatliche Anerkennung angestrebt und die Absolventen überall in der Schweiz arbeiten könnten. Die zweite Forderung war etwas kühn, aber ich wollte als Ausbildner auch die pädagogischen Belange in den Heimen überblicken und mitreden können. Ich verlangte daher, die pädagogische Leitung der Stiftung übernehmen zu können. Ich war damals (erst) 33 Jahre alt, doch aus der Not heraus und weil sie mich schon kannten, nahmen sie meine Bedingungen an.

3

Sie überblicken mehr als ein halbes Jahrhundert die Entwicklung der Stiftung, die sich von einer Glaubens-, Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in ein modernes Sozialunternehmen verwandelt hat. Hat sich die Fokussierung der Stiftung völlig verändert, oder sehen Sie auch eine Konstante?

Wenn wir von Veränderung sprechen, dann kommt mir Römer 12,12 in den Sinn: «Stellet euch nicht dieser Welt gleich.» Viele christliche Organisationen und Gemeinden schirmten sich aufgrund dieses Wortes über Jahrhunderte von der Welt ab und bildeten so ein kleines Ghetto. Diese Tendenzen spürte ich auch in unserer Stiftung ganz deutlich. Später liess ich mich korrigieren, weil ich sah, dass die Leute so überlastet waren, dass sie gar keine Kontakte mit dem Dorf, den Behörden und Vereinen haben konnten. Vor einigen Jahren habe ich eine kühne, aber sehr befreiende Übersetzung der Römerstelle gelesen: «Wendet euch unangepasst der Welt zu.» Ich bin überzeugt, dass Jesus dies unterschrieben hätte, denn er hat sich den Menschen der Welt, der Umgebung, sogar seinen Feinden zugewandt, aber er war dennoch unangepasst.

Ich denke, dass sich da etwas verändert hat. Wir haben uns der Welt zugewandt, blieben aber trotzdem unangepasst, das heisst, wir verwirklichten unseren Auftrag und unsere Ziele. Das Entscheidende daran war - und das ist mir beim Betrachten der Entwicklung der Stiftung ganz deutlich geworden - sehr gut darauf zu achten, wie sich die Gesellschaft entwickelt. Einerseits die Fachlichkeit im Alltag gut wahrgenommen und gleichzeitig der Auftrag der Stiftung im Auge behalten werden – auch wenn Formen und Umstände sich verändern. Mir fällt auf, dass es heute aus diesen Gründen keine Berührungsängste gegenüber dem gesellschaftlichen und politischen Alltag gibt. Die Herausforderungen werden angenommen – und das aktuelle Leitbild könnte auch Emil Rupflin unterschrieben haben. Nur hat er aus seiner Situation, seiner Frömmigkeit und seinem Lebensstil heraus versucht, es mit anderen Formen zu verwirklichen.

Eine zweite Veränderung ist mir auch deutlich geworden. Die Hierarchien sind flacher geworden. Etwas überspitzt könnte man sagen: In der Pionierzeit wurde in keinem Heim ein Möbel verschoben ohne die Einwilligung des Leiters. Heute ist diese Hierarchie abgebaut worden und unter den Mitarbeitenden finden offene Auseinandersetzungen mit Leitenden statt, um die gemeinsamen Ziele möglichst effizient zu erreichen. Eine weitere Veränderung ist aber auch, dass die praktische Solidarität zwischen den einzelnen Heimen abgenommen hat. Ich erinnere mich zum Beispiel an das Jahr 1967, als das Kinderheim Trimmis fertig gestellt wurde. Mitarbeitende aus allen umliegenden Heimen, auch von der HFS, reinigten gemeinsam das Haus und bereiteten es für den Gebrauch vor. Das könnte man sich heute nicht mehr vorstellen. Heute sind die personellen, finanziellen auch fachlichen Ressourcen unendlich grösser als damals. Man ist nicht mehr wie damals aufeinander angewiesen. Andererseits ist die Gemeinschaft unter den Betriebsleitenden enger, verbindlicher, offener, beweglicher und stärker auf neue Ziele und Aufgaben fokussiert. Es ist ein lebendiger Austausch, der mich immer wieder beglückt, wenn ich davon höre oder selber mit einbezogen bin.

Sie haben sich nicht allein, sondern mit der ganzen Familie dem Auftrag der Stiftung Gott hilft angenommen. Welche Rolle spielte dabei Ihre erste Frau?

Mit der Annahme des Auftrags wünschte sie sich, in den kommenden Jahren zwar in der Wohngemeinschaft mitzuhelfen, die hauswirtschaftliche Leitung jedoch der ehemaligen Leiterin des kurz zuvor geschlossenen Kinderheims zu überlassen. Wenige Monate nach unserem Einzug im Steinbock starb diese aber unerwartet an einem Herzinfarkt. Nun entschloss sich meine Frau Heidi, die Leitung der Wohngemeinschaft zu übernehmen. Das war mit vier und später mit sechs Kindern eine gewaltige Herausforderung. Doch die Aufgabe machte ihre Freude. Ohne meine erste Frau hätte ich in den schwierigen ersten zehn Jahren nicht durchhalten können. Im Rückblick wird mir immer deutlicher bewusst, was sie für unsere Familie, die Ausbildungsstätte, die Gesamtstiftung und für viele Menschen in unserer Umgebung bis zu ihrem Tod kurz vor unserer Pensionierung bedeutete. Wir können ihr nicht genug dankbar sein.

Wie sehen Sie den spirituellen Fokus? Hat sich in diesem Bereich etwas verändert?

Ich denke, der Fokus hat sich nicht stark verändert, aber die Formen, wie jemand diesen geistlichen und fachlichen Austausch fördert und im Alltag verwirklicht, haben sich stark verändert. Die flache Hierarchie gibt dem auch einen ganz besonderen Akzent. Im Grunde genommen waren die Mitarbeitenden in der Pionierzeit Befehlsempfänger und führten aus, was Vater Rupflin in seiner Originalität und Genialität vorgab, ohne zu merken, dass dies mit der Zeit irgendwo zu einem Engpass führen könnte.

Sie nehmen immer noch aktiv an Anlässen der Stiftung wie zum Beispiel Retraiten und Stiftungsapéros teil. Wie erleben sie die Kultur heute?

Der Stiftungsalltag ist vielfältiger und kreativer geworden. Die persönliche Entfaltung der Mitarbeitenden und der Familien hat sich gewaltig verändert. Der Blick auf das Wesentliche, Aus- und Weiterbildung, die Diskussion über Ziele und Vorstellungen sind intensiver geworden. Ich denke, die Mitarbeitenden haben heute viel mehr persönlichen Spielraum. Es ist eine grosse Leistung, dass meine Nachfolger diese Fülle zu meistern verstanden und immer wieder gesellschaftliche Entwicklungen und innere Aufträge miteinander verbinden konnten. Einer der Kerngedanken aus dem Leitbild «Wir handeln professionell, spirituell, menschlich und wirtschaftlich. Im Zusammenführen dieser Aspekte und im Praxisbezug wollen wir wegweisend sein» wird wirklich umgesetzt.

Es zieht sich aber auch eine Gemeinsamkeit durch die einzelnen Perioden der Stiftungsgeschichte. Heimleiter und Mitarbeiterschaft waren überaus festfreudig. Bei jeder Gelegenheit und mit viel Einsatz wurden Feste gefeiert. Dabei nahmen Originalität und Kreativität ständig zu. Ich denke allerdings, dass das Fest zum hundertjährigen Bestehen der Stiftung 2016 wohl unübertroffen bleiben wird.

Worauf sollte die Stiftung Ihrer Meinung nach ihr Augenmerk (Fokus) in den nächsten Jahren richten?

Es kommen grosse Aufgaben auf die Stiftung zu. Ich denke jetzt nicht nur an die baulichen und organisatorischen Herausforderungen im Blick auf den Campus Zizers, sondern auch auf alle Vorgaben von Seiten der Behörden und der Fachverbände. Ich denke, der Fokus sollte weiterhin deutlich darauf gerichtet sein, Entwicklungen in der Gesellschaft sorgfältig zu beobachten und in der Gemeinschaft mit den Mitarbeitenden, vor allem auch mit den Betriebsleitenden, Ziele und Aufgaben sorgfältig miteinander zu verknüpfen. Ich denke, dass sich uns in unserem Leitbild ein konsequentes und in der Ausführung weites, kreatives Feld eröffnet.

Heinz Zindel, Sie blicken bereits auf ein langes Leben zurück. Was steht für Sie im persönlichen Leben momentan im Fokus?

Es sind drei Dinge: Zum einen blicke ich auf mein Leben zurück. Dann möchte ich mehr und mehr «da sein», und schliesslich schaue ich in die Zukunft.

In die Vergangenheit zurückblicken heisst für mich nicht, sein Bedauern darüber auszudrücken, dass vieles nicht mehr geht und dass es früher eben anders war. Ich nenne ein Beispiel: Wenn ich am Morgen die Spitze des Scesaplana im Sonnenlicht sehe, dann denke ich nicht mehr, ach wie schade, dass ich meinen Hausberg nicht mehr besteigen kann, wo ich so viele schöne Erlebnisse hatte, sondern ich schaue bewusst auf diese schönen Erlebnisse zurück. Das gilt auch für Ereignisse in meinem persönlichen Leben, in meiner Familie und in der Mitarbeiterschaft. Das Zurückblicken in dieser für mich wichtigen Weise gibt mir so etwas wie eine stille Freude über dem, was Gott geschenkt hat und macht mich zufrieden in diesem letzten Abschnitt meines Lebens.

Ganz da sein, bedeutet für mich: Wenn ich zurückschaue auf Jahrzehnte meiner Arbeit in der Stiftung, stelle ich mit Schrecken fest, wie oft ich viele Dinge miteinander erledigen musste. Ich habe mich dabei ertappt, dass ich manchmal mitten in einer Sitzung, die ich zu leiten hatte, in Gedanken schon beim nächsten Termin war. Die Fülle der Aufgaben hat das so bewirkt. Ich hätte mich allerdings wehren können, war aber unter dem Druck der Verhältnisse manchmal auf allen Ebenen gleichzeitig, und das führte zu einem Verlust des Daseins. Ich freue mich sehr, dass ich jetzt am Ende meines Lebens in einem Lernprozess stehe und dieses «Auf vielen verschiedenen Ebenen gleichzeitig Sein» abbauen lernen kann. Heute kann ich viel besser allein sein. Ich freue mich auch über das Alleinsein, und gleichzeitig gibt mir dieses Wegfallen des Übermasses an Aufgaben und Anforderungen die Gelegenheit, auf eine ganz andere Weise auf Menschen in meiner Umgebung einzugehen. Ich denke, dass ich immer mehr von einem redenden zu einem hörenden Menschen werde. Ich merke, wie es nicht nur wohltuend ist, sondern auch hilfreich, ein zuhörender Mensch zu sein. In all dem bin ich noch unterwegs, aber ich denke, ich mache Fortschritte.

Drittens, ich schaue bewusst in die Zukunft, die ja nicht mehr so lang sein wird. In mir sind dabei zwei Empfindungen, die sich scheinbar widersprechen, aber sie sind kein Widerspruch, sondern eher eine polare Haltung. Ich zitiere dazu zwei Dichter, die mir lieb sind und genau das ausdrücken, was ich meine. Der eine ist Philipp Spitta. Aus einem seiner Lieder im Kirchengesangbuch lese ich am Schluss des letzten Verses: «Wird mein Auge dunkler, trüber, so erhelle meinen Geist, dass ich fröhlich zieh hinüber, wie man nach der Heimat reist.» Der andere ist Gottfried Keller, der in seinem Abendlied, in dem er eigentlich den Abschluss des Lebens beschreibt, am Schluss ausruft:

«Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!»

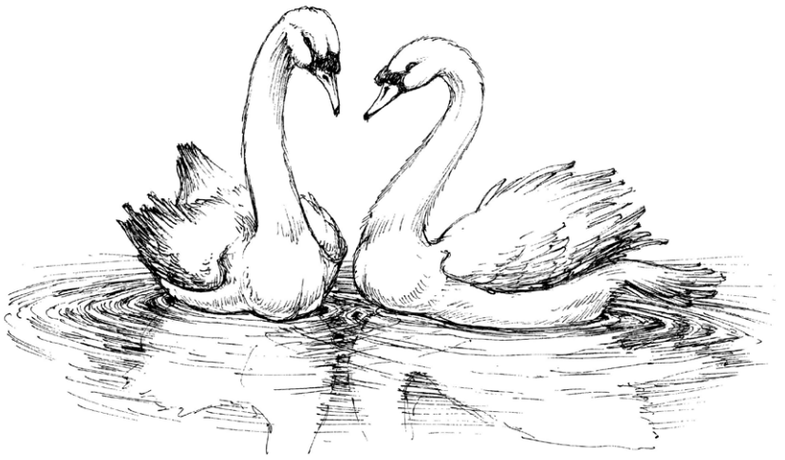
Danke, Heinz Zindel, für das eindrückliche Gespräch. Von der ersten bis zur letzten Minute haben Sie mich mit Ihrer Klarheit und Reflexionsfähigkeit gefesselt.

1 | Heinz Zindel
2 | Heinz und Heidi Zindel-Sartorius, 1965, im ersten Jahr in Igis
3 | Heinz und Heidi Zindel-Sartorius, 1984
4 | Heinz und Ann Zindel-Poladian, 2018

Wie die Liebe in der Paarbeziehung wachsen kann

Käthi Zindel, Beratungsstelle Rhynerhus, Zizers

Man kann in der Paarberatung den Fokus auf unzählige Dinge richten. Zum Beispiel auf die Interaktion zwischen dem Paar, wie die Partner kommunizieren, einander wertschätzen, sich ineinander verhaken oder anschweigen.



Ausgehend von der Situation eines Paars*, das in die Paarberatung kommt, möchte ich den Fokus auf die Frage richten: «Welche Schritte können dazu beitragen, dass die Liebe zwischen Frau und Mann wieder zum Blühen kommt?».

Paarsituation

Paul und Astrid sind seit 15 Jahren verheiratet. Beide erzählen, dass ihre Liebe zueinander verloren ging. Paul fühlt sich schon seit Jahren von seiner Frau abgelehnt, und ihr geht es genauso. Paul fühlt sich zurückgestossen, weil sie keinen Sex mehr will. Astrid fühlt sich abgelehnt, weil er sich ihr gegenüber emotional nicht öffnet. Paul äussert sich so: «Egal, was ich dir mitteile, ich sage es falsch oder bin zu oberflächlich. Da bleibt mir ja nichts anderes übrig als Rückzug.» Astrid drückt es so aus: «Du teilst dich mir nicht mit, und dann willst du Sex. Zuerst kommt doch Nähe durch Worte und Emotionen und dann die Erotik.» Über Jahre haben sich Enttäuschungen und Verletzungen in ihren Herzen angehäuft.

Zwei kleine Vögel

Der Traum, der andere müsste sich nur ändern und dann wären wir glücklich und könnten uns lieben, ist eine Täuschung, der wir als Paare zu unterliegen drohen. Diese unrealistische Lösung des Problems schafft Frust und Verletzungen. Beide fühlen sich ungeliebt und fordern vom Andern eine Veränderung. Erst dann könnten sie sich dem Partner wieder zuwenden. Damit machen wir im Sinne eines Tauschgeschäfts die Liebe und Zuwendung abhängig vom Gegenüber: «Wenn du mir etwas gibst, kannst du von mir auch etwas zurückbekommen.»

Mir kommt dabei das Bild zweier kleiner Vögel vor Augen, die im Nest sitzen und den Schnabel weit aufsperren, um vom andern gefüttert zu werden. Beide haben Hunger und sind bedürftig – und keiner hat etwas zu geben. Es ist schon eine Entlastung, wenn einem aufgeht, dass der andere ebenso bedürftig und sehnsüchtig ist wie ich. Und er will oder kann mir nichts geben, wie ich ihm auch nicht.

Diese Erkenntnis bewirkt bei Paul und Astrid, dass sie unabhängig voneinander bereit werden, die Forderungen an den andern loszulassen. Sie vereinbaren einen Waffenstillstand, indem sie darauf verzichten, aus ihren ungestillten Defiziten den andern anzugreifen.

Ausräumen der Verletzungen und Trauerarbeit

Indem Paul und Astrid bereit geworden sind, ihr Ungestilltsein als Forderung an den andern loszulassen, stellen sie sich ihrer eigenen Bedürftigkeit.

Wo wir Forderungen an den andern loslassen, können wir uns selbst begegnen. Wir begegnen unseren Verletzungen, Enttäuschungen und Sehnsüchten.

Astrid und Paul gehen je ihren eigenen Weg, die erfahrenen Verletzungen auszusprechen. Sie bringen diese aktiv zu Gott in einem je eigenen Ritual. Sie halten sich Gott hin und bitten ihn um Heilung. Das braucht Zeit. In der Paarseelsorge können sie einander erzählen, was sie verletzt hat, und sie bitten einander um Vergebung.

Freiheit und Zuwendung ermöglichen die Liebe

In ihren Herzen begegnen sie ihren tiefsten Sehnsüchten: «Ich habe mir Beziehung so anders vorgestellt! Ich wünschte mir mit Paul einen intensiven emotionalen Austausch in der Tiefe unserer Herzen», so formuliert es Astrid. Paul erkennt, dass er sich durch die Verweigerung seiner Frau, ihm nahe zu sein, als Mann abgelehnt fühlt und dass er sich nach intensiver Sexualität sehnt. Im Aussprechen ihrer Sehnsucht erkennen sie, wie sie beide bedürftig sind und trotzdem die Sehnsüchte des andern nicht stillen können und müssen.

Das war ihr erster Schritt in die Freiheit.

Im Dialog mit Gott entdeckt Astrid dann, dass sie von ihrem Schöpfer gehört, verstanden und geliebt ist und zwar in der Tiefe ihres Herzens, wohin kein Mensch gelangen kann. Zugleich lernt sie, sich selber besser zu verstehen und sich achtsam zu versorgen.

Paul lädt Gott ein, ihm seine Würde neu zu schenken und ihn zu «stillen». Ab und zu gelingt das. Paul und Astrid empfinden beide diesen spirituellen Weg als entlastend und befreiend. Doch sie sind noch nicht am Ziel.

Damit ihre Liebe wachsen kann, braucht es neben der neu entstandenen Freiheit auch einen neuen Zugang zueinander. Ihre Zuwendung zueinander soll jedoch nicht aus dem Erwartungsdruck des anderen entstehen, sondern aus freiem Willen.

Aus göttlicher Zuwendung, die sie in ihrem Inneren erfahren, beginnen sie zaghaft, mit Zeichen und Gesten aufeinander zuzugehen.

Wer die Zuwendung Gottes erfährt, wird diese dem Partner freiwillig schenken. Wir müssen nicht auf den anderen warten. Wir können eigenverantwortlich damit beginnen, von Gott Impulse der Zuwendung zu erbitten und diese dann umzusetzen. Viel Kreativität wird in uns wach, wenn wir Gott erlauben, uns zu helfen. Das könnte etwa so aussehen: «Sag jetzt nichts, frag sie doch, wie es ihr geht. Schau sie an, siehst du, wie schön sie ist?» Oder: «Du darfst nein und ja sagen. Lass dich auf ihn ein, schenk dich ihm und sorg für deine Grenzen! Entdeckt euer ureigenes Projekt der Erotik.»

* *Das Beispiel ist konstruiert und vereinfacht*

Wie mich das Leitbild inspiriert

Mitarbeitende aus den verschiedenen Betrieben haben sich mit dem neuen Leitbild befasst. Hier ihre Statements:

Das Leitbild der Stiftung Gott hilft beeinflusst meine Arbeit sowohl in der Stiftung selbst als auch in der Arbeit mit den Klienten. Eine offene Kommunikation und Partizipation ist mir auch bei meinen Einsätzen in Familien sehr wichtig. Dies schafft eine wertschätzende Zusammenarbeit und begünstigt die Entfaltung der Ressourcen der einzelnen Personen.

Tabea Ackermann
Sozialpädagogin, Sozialpädagogische Familienbegleitung

Die im Leitbild beschriebene Vision – «wir fördern das Potential von Menschen, damit das Leben gelingt» – passt besonders gut zur Arbeit in Uganda. Kinder, die ihre Möglichkeiten aufgrund externer Umstände kaum nutzen können, erhalten bei God helps Uganda eine Schul- und Berufsbildung und damit eine der Grundvoraussetzungen für ein eigenständiges und selbstverantwortliches Leben. Nach Jahren des Engagements die Früchte dieser Bestrebungen zu erleben, ist eindrücklich.

Matthias Liesch
Projektverantwortlicher GHU Schweiz

In der Stiftungsverwaltung sind wir immer wieder sich – zuweilen auch schnell – verändernden Situationen ausgesetzt. Da hilft es mir, die «Wurzeln» der Stiftung zu kennen: GOTT HILFT – und so die Veränderungen als Chance zum Lernen und Wachsen anzupacken.

Monika Schürch
Leitungssekretariat Stiftung Gott hilft

Sozial engagiert fördern wir das Potential von Menschen – damit das Leben gelingt.» Damit das Leben gelingt: Ich möchte allen mir anvertrauten Kindern eine Hilfe sein, sodass sie wirklich lernen zu leben – und nicht nur zu überleben.

Stefan Kradolfer
Sozialpädagoge in Ausbildung, Schulheim Scharans

Es ist für mich ein Privileg, dass ich seit mehr als 20 Jahren in einer Stiftung arbeiten darf, die ein Leitbild hat, das auch meiner eigenen Überzeugung entspricht. Am neuen überarbeiteten Leitbild gefällt mir, dass noch immer klar ist, wo unser Halt ist, welche Haltungen daraus kommen und wie wir handeln. Zudem bleibt es trotz grösserem Umfang verständlich.

Daniel Heusser
Leitung Sozialpädagogische Pflegefamilie

Engagiert an die Arbeit gehen und darauf vertrauen, dass Gott ergänzt, dort wo wir an unsere Grenzen stossen. Mit seiner Hilfe rechnen, damit es gelingen kann.

Andreas Hardegger
Leiter techn. Dienst, Alterszentrum Serata

In meiner ganzen Leitungstätigkeit halte ich mir beständig den Satz vor Augen: «Wir handeln spirituell, fachlich, menschlich und wirtschaftlich.» Wir fügen dann auch noch an, dass wir «im Zusammenführen dieser Aspekte führend sein wollen». Das macht unser Arbeiten in der Stiftung spannungsvoll, aber gerade so spannend und sehr fruchtbar.

Daniel Zindel
Gesamtleiter und Theologischer Leiter SGh

«Sozial engagiert fördern wir das Potential von Menschen – damit das Leben gelingt.» Im schulischen Alltag sind wir stets bemüht, das verschüttete Potential unserer Schülerinnen und Schüler aufzuspüren und ihnen ihre Ressourcen aufzuzeigen. Nur wenn sie wieder an ihre Fähigkeiten glauben und merken, was sie gut können, sind sie in der Lage, sich auf das Lernen einzulassen. Wenn uns das gelingt, ist im Leben und in der Zukunft unserer Klienten Grosses möglich.

Rahel Wyss
Schulleitung Schulheim Scharans

«Die Stiftung Gott hilft ist eine attraktive Arbeitgeberin, die ihre Mitarbeitenden wertschätzt und zur Entfaltung ihres Potenzials beiträgt.» Arbeitet man mit Kindern und Jugendlichen, kann man sich nicht nicht entwickeln. Besonders freut es mich, wenn es uns gelingt, Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen sich Mitarbeitende und Klienten entwickeln und entfalten können.

Daniel Rothenbühler
Heimleiter Schulheim Zizers

«Professionell, spirituell, menschlich und sozial engagiert» fördern wir das Potenzial der Auszubildenden. Durch offene Kommunikation und Partizipation bemühen wir uns, den Lernenden eine hohe Identifikation zum Beruf und der Stiftung Gott hilft zu vermitteln.

Brigitte Bauer
Ausbildungsverantwortliche Alterszentrum Serata

Wie das Leben allenfalls gelingen könnte... ...und was das mit meiner Master-arbeit zu tun hat.

Christian Eckert, Dozent HF, HFS Zizers

«Fokussiert»: Dieses Wort erinnert mich an das Thema Optik im Physikunterricht und löst negative Gefühle aus. Im Unterricht leicht überfordert, war meine Prüfungsnote nicht gerade überragend, mein Fokus als Teenager lag auf anderem. Was ich jedoch verstanden habe, ist die praktische Umsetzung ins Leben.

Eine Lupe so zu halten, dass sich die Sonnenstrahlen auf einen Punkt bündeln und ein Feuer entfachen können. Dieser Brennpunkt wird in der Physik Fokus genannt, dem lateinischen Wort für Herd bzw. Feuerstätte.

Fokussiert, damit das Leben gelingt?

Fokussiert sein, sich auf etwas ausrichten, seine Kräfte bündeln, das innere Feuer entfachen, damit das Leben gelingt. Entspricht das Jahresthema 2020 der Stiftung Gott hilft nicht voll dem Zeitgeist unserer Gesellschaft? Einer Gesellschaft, die sich der Wirtschaftlichkeit unterordnet, wo alles einem Zweck dienen und alles optimal ausgenützt werden muss? Auch aus dem eigenen Leben gilt es möglichst viel herauszuholen: Selbstoptimierung liegt im Trend. Dazu braucht es Selbstmanagement, die Kompetenz, die eigene persönliche und berufliche Entwicklung weitgehend unabhängig von äusseren Einflüssen zu gestalten. Es heisst wieder: «Jeder ist seines Glückes Schmied!». Aber stimmt das wirklich: Ist das Gelingen meines Lebens davon abhängig, ob ich das Beste aus mir heraushole, den richtigen Fokus setze, mich richtig entscheide? Woher kann ich wissen, was das Richtige ist, auf das ich mich konzentrieren soll, damit mein Leben gelingt? Wer sagt mir das?

5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen

Die australische Krankenschwester Bronnie Ware hat auf der Palliativstation eines Spitals todkranke Menschen begleitet. Im Gespräch mit diesen Menschen ist ihr aufgefallen, dass viele von ihnen im Rückblick auf ihr Leben bereuen, wie sie ihren Fokus gesetzt haben:

- Sie haben sich zu oft von den Erwartungen anderer leiten lassen und hätten sich stattdessen gewünscht, den Mut aufzubringen, ihr eigenes Leben zu leben, auf das eigene Herz zu hören und die eigenen Träume zu verwirklichen.
- Die allermeisten Männer bereuten, dass sie so hart und viel gearbeitet haben und dadurch die Jugend ihrer Kinder oder Zeit mit ihrer Partnerin verpasst haben.
- Andere würden im Rückblick den Fokus darauf setzen, mit Freunden im Kontakt zu bleiben, sich selber mehr Glück und Zufriedenheit zu gönnen oder die eigenen Gefühle auszudrücken und zu zeigen.

Wenn sie nochmals beginnen könnten, würden sie ihren Lebensfokus anders setzen, weil sie annehmen, dass ihr Leben dann besser gelungen wäre. Aber wäre es das? Wäre es nicht vermutlich doch ganz anders gekommen?

Anders als geplant und erhofft

Vielleicht wie bei meinem Vater. Er hatte noch viele Pläne für sein Leben, freute sich auf die Hochzeit seiner Söhne, als Grossvater seine Grosskinder im Arm zu halten, auf 10 weitere Jahre Arbeit und auf die Pensionierung. Aber es kam anders. Mit 54 Jahren wurde er mit der niederschmetternden Diagnose einer unaufhaltsam fortschreitenden Muskelkrankheit konfrontiert. Er wusste, dass er noch ein Jahr zu leben hatte – und das wäre es dann gewesen. Er hoffte bis zuletzt auf Heilung. Viele Menschen beteten dafür. Aber die Gebete wurden nicht erhört. Trotzdem hielt er an der Hoffnung fest, dass er nie tiefer fallen würde als in die Hand Gottes. Das hat ihm Kraft gegeben, ohnmächtig bei vollem Bewusstsein auszuhalten, wie sein Körper Tag für Tag schwächer, Muskel für Muskel gelähmt wurde und er immer mehr die Kontrolle über sich selbst verlor. Ich habe meinen Vater als fokussiert erlebt. Aber hätte er, angesichts vieler nicht verwirklichter Träume und all dem, was er nicht mehr erleben durfte, sein Leben als gelungen bezeichnet?

Fokussiert, damit das Sterben gelingt

Das Beispiel meines Vaters zeigt, dass die Macht des Menschen, das Leben zu gestalten und sein Glück zu schmieden, begrenzt ist. Das Leben bietet viele Auswahlmöglichkeiten und damit sowohl Möglichkeiten des Gelingens als auch des Scheiterns. Es geschieht viel Unvorhersehbares, das Leben ist allezeit bedroht von Krankheit, Unfall und Tod.

Im Sport gehören nicht nur die Momente der grossen Siege, sondern auch die der bitteren Niederlagen und der Moment des Abtretens von der grossen Bühne dazu. Das gilt auch für ein gelungenes Leben: Es gehören Momente des Glücks, der Verwirklichung der eigenen Träume, aber auch Momente der Enttäuschung und der Verzweiflung, der Ohnmacht und des Versagens dazu. Meinem Vater hat der klare Fokus auf seinen Glauben, dass ihn die Hand Gottes immer trägt, geholfen, diese schweren Zeiten zu ertragen.

Fokussiert an der Masterarbeit

Mit dem Beispiel meines Vaters vor Augen ist mir ein fokussiertes Leben wichtig. Vor drei Jahren merkte ich, dass mein Fokus stark auf meiner Arbeit als Dozent und weniger auf meiner Familie und genussvollen Momenten des Entspannens lag. Daraufhin reduzierte ich mein Arbeitspensum. Zwei Monate später startete ich einen zweijährigen Masterstudiengang zum Thema Spiritual Care. Ein offensichtlicher Widerspruch zur geplanten Schwerpunktveränderung in meinem Leben. War das die richtige Entscheidung, habe ich den Fokus richtig gesetzt? Was würden meine Kinder sagen?

Ich habe viel Zeit in das Schreiben der Masterarbeit investiert, war zuhause abwesend oder gedanklich absorbiert. Der Fokus lag noch stärker auf der Arbeit und noch weniger auf Familie und Freizeit. Ziel verfehlt? Hat es sich gelohnt oder werde ich diese Entscheidung später bereuen? Ich weiss es nicht. Glücklich aber hat mich gemacht, dass meine Kinder voller Stolz waren, als meine Masterarbeit besonders ausgezeichnet wurde und ich von der Abschlussfeier eine eingerahmte Urkunde mit nach Hause nehmen durfte. Stand heute denke ich, dass es die richtige Entscheidung war. Der Masterstudiengang hat mich gezwungen, meine Kräfte zu bündeln, beim Arbeiten immer wieder zu überlegen, wo die Priorität liegen soll und wieviel Zeit ich in eine Arbeit investieren will. Aufgaben loszulassen oder abzugeben. Den eigenen Drang nach Perfektionismus zu bändigen. Das hat Ressourcen freigesetzt, um mit der Masterarbeit ein Ausbildungsmodul zur Integration von Spiritualität in die Soziale Arbeit zu konzipieren.

Spiritualität – das Salz in der Suppe des Lebens?

Zu einem gelingenden Leben gehört auch Spiritualität, verstanden als Verbundenheit eines Menschen mit dem, was sein Leben trägt, ihn inspiriert und ihn lebendig erhält. Das kann eine Verbundenheit mit Gott sein, mit einem Menschen, mit der Natur, mit einem Tier oder mit der Kunst: zum Beispiel beim Eintauchen in das erfrischende Wasser eines Sees, beim Anblick der Aussicht auf einem Berggipfel, beim Gebet, im vertieften Gespräch mit einem Freund, beim Tanzen oder beim Betrachten eines Gemäldes. Diese Verbundenheit ergibt sich oft in Momenten, in denen wir eben gerade nicht fokussiert sind, sondern die Kontrolle loslassen und entspannt, im Flow, sind.

Spiritualität ist ein menschliches Bedürfnis, solche Momente der Verbundenheit gehören zum Menschsein. Trotzdem war in der Sozialen Arbeit Spiritualität bislang kaum ein Thema, sondern häufig mit Unsicherheit, Sprachlosigkeit oder sogar offener Ablehnung unter Fachleuten verbunden. Dies, obwohl der Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz festhält, dass zur Verwirklichung des Menschseins der Klientel nebst den physischen, psychischen, sozialen und kulturellen auch spirituelle Bedürfnisse zu berücksichtigen sind.

Angesichts der multikulturellen und multireligiösen Gesellschaft und des Trends weg von institutionalisierter Religion zu individueller Spiritualität – und weil das Leben der Klientel oft geprägt ist von existentiellen Grenzerfahrungen wie Zerbruch, Trauma, Flucht, Einsamkeit oder Abhängigkeit – ist es zwingend, dass die Soziale Arbeit Spiritualität in ihr Handeln integriert.

Soziale Arbeit muss spiritualitätssensibel werden

Diese Integration erfordert eine Soziale Arbeit, die spiritualitätssensibel ist, die einerseits den Ressourcen von Spiritualität Aufmerksamkeit schenkt und Entwicklungsräume schafft, in denen die Klientel einen selbstbestimmten Umgang mit Spiritualität entwickeln kann, aber andererseits auch spirituell geprägte Einengungen im Alltag wahrnimmt und das Notwendige unternimmt, wenn sie auf Radikalisierungstendenzen aufmerksam wird. Sie orientiert sich dabei an der Spiritualität der Klientel. Dabei sind die Religionsfreiheit, das Selbstbestimmungsrecht und die spirituelle Mündigkeit der Klientel massgebend.

Weil Spiritualität einen besonders sensiblen Bereich der Identität bzw. den Kern des Menschen berührt, braucht es von Seiten der Fachleute eine Haltung der Wertschätzung, der Toleranz und der Neugier. Unerlässlich ist auch der Verzicht auf Beurteilungen und bevormundende Deutungen sowie der Respekt gerade auch bezüglich Spiritualität, die nicht dem eigenen Erfahrungshorizont entspricht. Nur so kann der Gefahr der Manipulation und des spirituellen Missbrauchs vorgebeugt werden.

Neues Weiterbildungsangebot der HFS Zizers

Neben diesen individuellen Kompetenzen erfordert die Integration von Spiritualität einen strategischen Prozess, der die gesamte Betriebskultur einer Institution betrifft. Entscheidende Voraussetzungen dazu sind unter anderem die ausdrückliche Unterstützung durch die strategische und operative Leitung und das Schaffen von Raum für Austausch und Verständigung darüber, wie man diese Integration gestalten will.

Als Höhere Fachschule für Sozialpädagogik wollen wir den erwähnten gesellschaftlichen Entwicklungen und den Erfordernissen des Berufskodexes nach einer Integration der spirituellen Bedürfnisse der Klientel in das professionelle Handeln in zweierlei Hinsicht Rechnung tragen:

- Zum einen integrieren wir das Thema «Spiritualität in der Sozialen Arbeit» in Form eines Themenmoduls ab sofort in das Curriculum der Ausbildung an der HFS Zizers
- Zum anderen bieten wir ab diesem Herbst neu Weiterbildungskurse zum Thema «spiritualitätssensible Soziale Arbeit» an.

Beruflich und persönlich wird mich die Thematik also weiterhin beschäftigen, und ich bleibe herausgefordert, meine Kräfte zu bündeln und einen klaren Fokus beizubehalten, damit das innere Feuer weiterbrennt. Damit das gelingt, habe ich dieses Jahr mit der Familie Zeiten der Entspannung eingeplant, in denen ich meinen Blick einfach über die Weite des Horizonts am Meer schweifen lassen und zwischendurch in das Wasser eintauchen kann.

Bei Interesse kann die Masterarbeit «Spiritualität in der Sozialen Arbeit» gerne eingesehen werden.
info@hfs-zizers.ch

HFS Zizers

Höhere Fachschule für Sozialpädagogik

Spiritualität in der Sozialen Arbeit

Wie Spiritualität in die professionelle Begleitung von Menschen integriert werden kann.

KURSORT UND -KOSTEN

Kurs 1:
21. und 22.10.2020, 9.00 – 17.00 Uhr

Ort: HFS Zizers
Kosten bei Anmeldung bis am 30.06. Fr. 440.-,
bis am 30.09. Fr. 500.-

Kurs 2:
22. und 23.4.2021

Ort: See- und Seminarhotel FloraAlpina, Vitznau
Kurskosten inkl. Übernachtung und Vollpension
bei Anmeldung bis am 30.11.2020 Fr. 640.-,
bis am 30.3.2021 Fr. 700.-

HFS-Alumni erhalten 10% auf die Kurskosten.

LEITUNG

Christian Eckert
MAS Spiritual Care (MASSc) Uni Basel
Dozent HFS Zizers

Die Teilnehmerzahl ist auf maximal
15 Teilnehmende beschränkt.

Anmeldung und Detailinformationen unter:
www.hfs-zizers.ch

KONTAKT
Höhere Fachschule für Sozialpädagogik
Sekretariat | Frau Maja Diem
Tel. 081 307 38 07 | info@hfs-zizers.ch

Fokussiert – damit die Ernte gelingt

Daniel Zindel, Gesamtleiter und Theologischer Leiter Stiftung Gott hilft

Sein Augenmerk lag nach der Ernte im Sommer darauf, nochmals anzusäen. Und zwar Karotten und Randen. Die Aussaat gedieh prächtig. Doch vor der Erntezeit im November setzte zähes Regenwetter ein. Tag für Tag. Der Boden wurde nass und nässer. Von der Witterung und der Jahreszeit her wurde es unmöglich, die schweren Erntemaschinen einzusetzen. Über 30 Tonnen Bio-Rüebli steckten buchstäblich im Boden fest.

Wir müssen manchmal den Himmel fokussieren, damit unsere Saat und Ernte auf der Erde gelingen.

Dani Maag, der Bauer, lief oft sinnierend über sein Feld. Dabei änderte sich sein Fokus: Wenn Menschen statt Maschinen ernten würden? Er machte einen Aufruf auf Facebook. Dieser löste eine mediale Lawine aus: Unter anderen berichteten 20 Minuten, Tele Zürich, Tagesanzeiger und der Blick darüber. Jedermann sei eingeladen, Rüebli zu ernten, soviel man nur wolle. Kostenlos. Wer möchte, könne etwas für das Hilfswerk God helps Uganda, das von der Stiftung Gott hilft betrieben werde, spenden. Und Ende Januar gebe es auf dem Bauernhof ein «Rüeblifäscht», an dem die Erntenden in einem Degustationswettbewerb präsentieren könnten, was man alles mit Rüebli herstellen könne.

Die Nachricht schlug ein wie eine Bombe. Die Leute kamen in Scharen. Weit über tausend stellten sich zur Ernte ein mit ihren Kübeln, Körben und Schubkarren. Manche von ihnen spendeten an GHU. Eine Kinderschar wusch sogar die frisch geernteten Bio-Karotten und verkaufte sie in ihrem Quartier zugunsten von GHU.

Ende Januar fand dann das «Rüeblifest» auf dem Hof Wiesengrund statt. Etwa 20 Produkte standen im Rahmen eines Wettbewerbs zur Degustation bereit: Urdinkel/Rüebli – Gewürzbrot, Rüeblichips, Rüeblibrownies mit Chili. – GHU konnte seine Arbeit an einem grossen Stand mitten im Freilaufstall vorstellen.

«Es war schon strub, was während dieser Erntetage abgegangen ist», meint Dani Maag in seinem selbst entworfenen und gebauten Freilaufstall, der zugleich auch (Obst)Garten und Eventhalle für Hochzeiten ist. Wie er genau auf diese Ernteidee gekommen sei, frage ich ihn. «Wir gingen manchmal aufs Feld und beteten dort», sagte der kreative Querdenker.

Ich ahne, dass seine Inspiration zur Ernte seines Bodens vom Himmel kam. – Wir müssen manchmal den Himmel fokussieren, damit unsere Saat und Ernte auf der Erde gelingen, auch wenn es manchmal anders kommt, als wir es uns ausgedacht haben.

Hilfsprojekt God helps Uganda – Wo Hoffnung gewinnt

God helps Uganda unterstützt und begleitet benachteiligte Kinder und Jugendliche. Wir geben Kindern und Jugendlichen ein Zuhause und unterstützen sie beim Aufbau einer menschenwürdigeren Zukunft. Das Hilfsprojekt wird vollumfänglich von Spenden getragen.

Weitere Informationen unter www. godhelps-uganda.org

«Bientraitance» – die gute Behandlung

Nadia Stricker I Verbund SPP

Wochenlang klebte der Flyer der Integras-Tagung an unserer Büro-Magnetwand. Die Titelfrage fesselte mich immer wieder: «Bientraitance» und Fremdplatzierung? Ich musste an diese Tagung. Das ist eines meiner grossen Spannungsfelder – jeden Tag.

Was bedeutet «Bientraitance»? Geht das überhaupt: ein Kind umzingelt von schutzgebenden Behörden, lösungssuchenden Sozialpädagogen, einem Ab-und-zu-Vater, eine Mich-an-sich-reissende-Mutter, loyalen Geschwistergefühlen über die ganze Schweiz verteilt, ein über Notenraster qualifizierenden Lehrer, zuhörenden, nickenden Therapeuten? Alle wollen nur das Beste für das Kind. Bien traité – Worauf lege ich meinen Fokus?

Mit einem Rucksack voller offener Fragen machte ich mich auf nach Bern. Wertvolle Inputs: Eine belesene Historikerin rollte die ganze Gesellschaft vom letzten Jahrhundert auf. Verständnisvolles Nicken. Eine fachkompetente KESB-Chefin nennt sich «Friedensrichterin». Es töne weniger angsteinflössend. Freiheitsliebende Care Leaver schauten auf ihre Kindheit zurück. Ein Herr aus der Jugendanwaltschaft plädierte für einen dreimonatigen Standortsgesprächs-Rhythmus. Experten* kamen zu Wort:

- «Ich durfte immer erst nach draussen, wenn ich alles erledigt hatte. Im Heim lernte ich bloss, wie ich gut dastehen und blenden konnte. Bei der Zimmerputzkontrolle wusste ich genau, wie ich den Boden feucht machen musste. Ein bisschen Putzmittel, damit es fein riecht. Und vor allem – den richtigen Moment abwarten. Dann, wenn alle den Sozi belagerten, winkte er mich einfach durch. Und schon erreichte ich, dass ich nach draussen konnte. Richtig geputzt habe ich nie.»
- «Immer wenn alle alle Gruppenregeln befolgt hatten, durfte ich ans Handy. Das klappte fast nie.»
- «Was?! Alle drei Monate ein Standortgespräch, wo mir meine Fehler vorgehalten würden?! Es reicht schon zweimal im Jahr!»
- «Wenn ich ein für mich lebensbedrohliches Problem habe, bekomme ich zu hören, dass meine Bezugsperson erst wieder übermorgen arbeiten kommt. Dann bin ich schon lange tot.»
- «Mein Wunsch an die Sozis wäre, dass wir miteinander meine Lösung suchen. Ich bin nicht wie meine Zwillingsschwester.»
- «Wir haben ein Forum in unserem Heim. Die Jugendlichen werden gewählt. Dann machen wir so Projekte wie ‚Spielplatz erneuern'. So können wir mitbestimmen.»
- «Stellt euch vor, ich habe seit meiner Geburt nichts anderes gekannt als meine Chaosfamilie. Und dann kam ich in eine Pflegefamilie. Musste mit einer fremden Person ins Zimmer. Musste alles essen, was die gekocht haben. Zum Glück hatte ich es gut mit meinem Gspänli.»

Die Experten* kommen richtig in Fahrt. Ich will frei sein. Ich will keine Regeln. Ich möchte machen was ich will. Sie wollen bestimmen. Ihr Leben leben.

Aber was wäre, wenn die Jugendlichen nicht mehr ihr Zimmer aufräumen müssten? Wer sässe noch hinter der Schulbank, wenn Schule freiwillig wäre? Wie sähe ein Essen aus, bei dem jeder wählen könnte, was er sich heute genehmigt? Und wie würde eine Gruppe sich organisieren ohne ein minimales Wir-Gefühl? Wie wäre Kinderschutz gewährleistet, wenn die Behörde die Kinder nicht bewahrt?

Als Traumapädagogin zeichne ich immer wieder das eine Bild: Ein grosser Eisbär, ein zarter Schmetterling, ein wildes Zebra, ein gemütliches Faultier, ein wasserliebender Wal werden zusammen auf eine Gruppe platziert. Jeder benötigt andere Lebensbedingungen. So, und jetzt lebt mal zusammen, und bitte fröhlich und heiter. Bientraitance ist für den Eisbären bei weitem nicht das gleiche wie für's Faultier.

Zu entscheiden, was wann dran ist, meinen Fokus darauf zu richten, ist die Kernkompetenz in meiner sozialpädagogischen Arbeit: «Komm, wir misten wieder mal dein Zimmer aus.» – «Hey, am Standortgespräch kannst du mitbestimmen, wie du dein nächstes Halbjahr mitgestalten willst!» – «Probiere mal vom Gemüse, morgen gibt's Omletten.» – «Versuch doch zu sagen, was dir bei diesen Hausaufgaben hilft.» Und immer wieder: einzigartige Lösungen suchen und Gruppenregeln durchzuziehen und sie gleichzeitig mit einem Augenzwinkern aufweichen.

Im Fokus bleibt beides: «Bientraitance» und Fremdplatzierung.

Und zum Schluss ein Nachdenk-Zitat einer Expertin*:

«Ich war noch nie bei so vielen Sozis an einer Tagung. Ich dachte, dass sie alle total ruhig und ernst sind und viel schreiben. Dabei sind alle hier so fröhlich, locker und nett.» (U., 16 J.)

**Experten und Expertinnen des Lebens ist ein fester Begriff in der Traumapädagogik. Die Kinder- und Jugendlichen sind Experten und Expertinnen für ihre Geschichte, ihr Leben.*

Vom FFL bis zum BiT

Roland Tieri, BiT

Die Jugendstation ALLTAG (JS ALLTAG) in Trimmis hat einige Veränderungen durchgemacht und das Programm «Fit für die Lehre» (FFL) in das Konzept Berufsintegrations-Programm (BiT) transformiert. Der Bericht schildert, wie es dazu kam.

Die JS ALLTAG bestand bis 2017 aus der internen Schule, den Schülergruppen «wohna 1 & 2» sowie den Lehrlingsgruppen «wohna 3 & 4». Wir waren aber immer wieder mit Jugendlichen konfrontiert, die neun Schuljahre abgeschlossen hatten, jedoch mangelnde Motivation für die Schule zeigten und auch noch nicht bereit für eine Lehre waren. Für viele dieser Jugendlichen wurde eine Lehrstelle gefunden, doch es kam oft zu einem Lehrabbruch. Zudem gab es Anfragen von Jugendlichen, die kurz vor dem Schulabschluss standen und noch keine Lehrstelle hatten. Eine Aufnahme war in diesen Fällen nicht sinnvoll. Beim Überdenken des Gesamtangebots der JS ALLTAG bemerkten wir, dass im wichtigen Übergang zwischen Schule und Lehre ein Puzzleteil fehlte.

Das Übergangsjahr

So starteten wir im August 2017 ein Übergangsjahr, das wir FFL (Fit für die Lehre) nannten. Die Wochenstruktur war so aufgebaut, wie es später auch in der Lehre sein würde. Vier Tage wurde gearbeitet, und je einen Tag gingen die drei Jugendlichen zur Schule. Die Berufswahl hatte einen hohen Stellenwert und Schnupperlehren waren jederzeit möglich. Im ersten halben Jahr hatte das Einüben des Arbeitsrhythmus (an vier Tagen acht Stunden arbeiten) Priorität. Die Kompetenzen von Arbeitspräsenz, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Durchhaltevermögen sowie intensive Auseinandersetzung mit der Berufswahl und Lehrstellen standen im Fokus des ersten halben Jahres. Ab dem zweiten halben Jahr wurden Praktika beim zukünftigen Lehrbetrieb oder sonst auf dem ersten Arbeitsmarkt angestrebt.

Der erste grössere Auftrag

So starteten Lukas Burger und ich dieses Projekt im August mit zwei Jugendlichen; ab September kam ein dritter Jugendlicher dazu. Einer der ersten grösseren Aufträge war im Tabörli in Says. So wie Emil Rupflin vor 100 Jahren darum rang, wie er auf die Not der bedürftigen Kinder in Graubünden reagieren könnte, rangen wir mit den hochgewachsenen Eschen und einer sanften Renovation im Haus, so dass man wieder die schöne Aussicht in die Bündner Herrschaft geniessen konnte. Es war ein guter Startauftrag und eine gute Zeit, jedoch vermutlich nicht immer ganz so besinnlich wie vor gut 100 Jahren im Haus, in dem die Stiftung Gott hilft startete.

Evaluation nach zwei Jahren: Was hat sich bewährt?

Wir sahen, dass die Jugendlichen mit Hilfe der engen und guten Zusammenarbeit mit dem eigenen Lehrlingswohnen und der ALLTAGs-Schule sowie der Tagesstruktur (FFL) positive Reifungsprozesse erlebten. Vier Jugendliche konnten in den ersten zwei Jahren eine Lehre beginnen; drei von ihnen sind heute noch in der Lehre. Zwei weitere Jugendliche konnten nicht auf dem ersten Arbeitsmarkt Fuss fassen. Durch die Tagesstruktur konnten sie aber über eine längere Zeit einer Tätigkeit nachgehen und so ein Belastbarkeitstraining absolvieren, das auf ihrem weiteren Weg hilfreich war.

Zudem konnte die Auslastung des Lehrlingswohnens gesteigert werden. Wir hatten genügend Aufträge über die ganzen zwei Jahre und konnten die Jugendlichen gut beschäftigen. Wir konnten im ALLTAG und anderen Stiftungsbetrieben sowie extern Arbeiten zum Liegenschaftsunterhalt, Renovationsarbeiten und Gartenarbeiten übernehmen.

Die Herausforderungen

Wir schafften es nicht immer, allem gerecht zu werden. Die aufwändige Berufswahl mit den Jugendlichen, die Auftragsbeschaffung, Material-Organisation und die Auftragsumsetzung mit den Jugendlichen forderten uns teilweise sehr heraus. Zudem merkten wir, dass der Arbeitsbeginn vor der Haustüre nicht optimal war. Einige Jugendliche kamen verschlafen, mit offenen Schuhen und der Kaffeetasse in der Hand zur Arbeit.

Auch fehlte ein fixer Arbeitsort, Magazin und Schreinerei. Wir merkten, dass wir nicht mit allen Jugendlichen zu externen Arbeiten gehen konnten. Wenn ein Jugendlicher bei einem externen Arbeitseinsatz den halben Morgen auf dem Trampolin schläft, ist dies eher befremdend. Wir kamen zum Schluss, dass es für solche Jugendliche gut wäre, wenn sie an einem geschützteren Ort zuerst einen Reifungsprozess machen könnten. Dies war durch unsere Pensen und fehlende Räumlichkeiten gar nicht möglich.

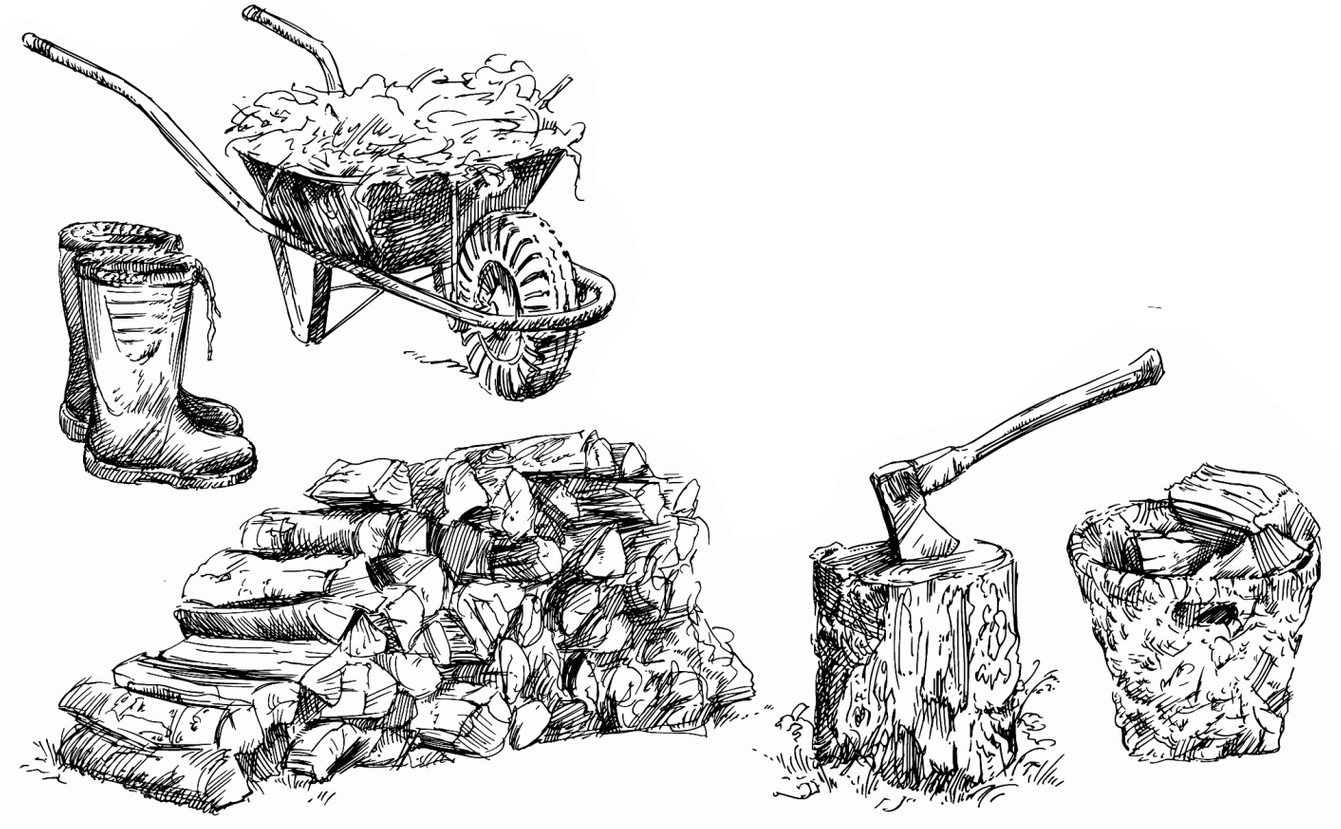
Phase zwei: neue Räumlichkeiten, neuer Name

Nach der Evaluation der ersten zwei Jahre wurde entschieden, das Angebot längerfristig auszubauen und einen fixen externen Standort zu suchen. Im «Greina Park» in Landquart konnten wir einen Teil einer Halle mieten und nach unseren Vorstellungen mit den ALLTAG-Jugendlichen während des Werkunterrichts umbauen. Wir hatten auch einen personellen Wechsel zu bewältigen, da Lukas Burger weiter zog und die sozialpädagogische Pflegefamilie in Herrliberg übernahm. Nun ergänzt Gian Andrin Triet das Team.

Das ganze Angebot und der Name FFL wurden nochmals überdacht und angepasst. So heisst das Angebot neu BiT (Berufsintegrations-Training). Zudem gab es eine Öffnung, so dass das Angebot auch Jugendlichen, die nicht in der JS ALLTAG wohnen, zugänglich ist.

Der erste kreative Auftrag: Fokussiert

Für die neue Werkstatt in Landquart bekamen wir die Anfrage von «Stiftungskünstler» Michele, ob wir 300 Magnete für die Retraite 2019 erstellen könnten. Wir sagten natürlich sofort zu. Solche Aufträge sind sehr passend für das BiT, da die Jugendlichen einfache Arbeitsabläufe selbständig und eigenverantwortlich verrichten können. So wurde im Herbst die noch im Umbau stehende Schreinerei unter dem Motto «(richtig) fokussiert (damit das BiT gelingt)» mit diesem Auftrag sinnbildlich eröffnet. Erstellte Möbel oder Kreatives aus der BiT Werkstatt sollen in der Zukunft auf der Homepage der Stiftung Gott hilft unter Produkte angeboten werden. So sind wir froh, dass wir neben internen und externen Aufträgen eine Kreativwerkstatt haben, in der wir tätig sein können.



Die Sorgfalt war für mich essentiell

Interviews: Michael Wyss, Leiter Finanzen und Ressourcen

Rolf Roider wird nach 10 Jahren als Heimleiter diesen Sommer pensioniert. Im Gespräch mit Rolf und mit seinem Nachfolger Rolf Domenig schauen wir auf die gemeinsame Zeit zurück und lernen den neuen Leiter näher kennen.

Lieber Rolf, mit sehr viel Herzblut und ganzem Einsatz führst du seit zehn Jahren – und bis vor zwei Jahren gemeinsam mit deiner Frau Trudi – das Alters- und Pflegezentrum Serata. Was ist das Besondere an der Leitung eines Alters- und Pflegezentrums wie dem Serata?

Rolf Roider: Immer wieder wird die gemeinsame Betriebsleitung durch Trudi, meiner Frau, und mich gewürdigt. Diese in der Stiftung historisch gelebte Form der Betriebsleitung entsprach aber nicht unseren getrennten Anstellungen. Unsere Funktionen und Verantwortlichkeiten waren von Beginn weg unterschiedlich. Trudi leitete die Aktivierung und war für die freiwilligen Mitarbeitenden verantwortlich – und ich für die Betriebs- und Pflegedienstleitung des Alters- und Pflegezentrums Serata.

Meiner Frau Trudi bin ich sehr dankbar, dass sie immer ein offenes Ohr für meine Anliegen und Sorgen hatte, aber auch und an meinen Höhepunkten teilnahm! Sie hat sich in viele persönlichen Anliegen von Mitarbeitenden ins Gespräch einspannen lassen. Manche Geschichten hörte sie auch als «Hausmutter» der Bewohnerinnen und Bewohner. Sie hat eine selbständige, von hoher Qualität geprägte Arbeit gemacht.

Meine Aufgabe war es, Strukturen anzupassen und organisatorische Abläufe zu definieren; und so erfuhr ich, dass noch viele weitere Themen dazu gehörten. Ich ging beispielsweise auch den Fragen nach, wie eine Bluse verschwinden konnte oder weshalb die Waschmaschine immer wieder überschäumte. Bei Bewohnerin K. liessen sich die Schmerzen nicht beherrschen, oder es gab Spannungen in einem Team, weil jemand wieder zu spät gekommen war.

Wo begann meine Aufgabe, der Auftrag als Heimleiter, «Hausvater» und Pflegedienstleiter? Muss ich den Ausflug mit den Senioren selbst planen, und soll im Gottesdienst immer ich die Begrüssung machen?

Das Leiten eines Alters- und Pflegezentrums kommt dem eines grossen, komplexen Haushalts sehr nahe. Zusätzlich sollten die Pflege und Betreuung professionell und wirtschaftlich sinnvoll erfolgen, so dass bei der Überprüfung durch das Gesundheitsamt keine Vorbehalte gemacht werden. In der Küche darf der Lebensmittelinspektor keine Mängel finden. Alles muss auf dem besten Stand sein, und das Haus soll stets glänzen.

Zum einen ist gerade diese Vielfalt ausgesprochen reizvoll und interessant. Und gleichzeitig, je nach Problemsituation und Problemhäufung, ist sie sehr aufreibend und «ein Fass ohne Boden».

Was hat dir besonders Freude gemacht…

Dreimal stand in den letzten zehn Jahren eine Qualitäts-Zertifizierung nach vorgegebener Norm an. Diese zu realisieren, erfüllte mich mit Stolz und gab mir viel Bestätigung und Sicherheit. Zusammen mit dem gut funktionierenden Kaderteam wirklich interessante Themen anzugehen und erfolgreich abzuschliessen, war etwas Besonderes.

…und herausgefordert?

Als herausragende Ereignisse möchte ich die zwei Umzüge und den Neu- bzw. Umbau unseres Seratas erwähnen. Die Bewältigung dieser Unternehmung war wohl eine persönliche Grenzerfahrung für mich.

D***u warst zuvor viele Jahre in leitender Funktion in der Akutpflege und danach als Pflegedienstleiter in einem grossen Pflegeheim tätig, bevor du 2010 nach Zizers gewechselt hast. Du giltst als versierter Pflegefachmann und bist in der Branche und der Region gut vernetzt. Was hast du in den Serata-Jahren noch dazugelernt?***

Vielleicht hat es mit dem ganzheitlichen Ansatz der Stiftung Gott hilft zu tun: Ich lernte den Umgang mit Erwartungen an mich, die nicht direkt mit Führung, der Pflege und Betreuung zu tun haben: Gastgeber, seelsorgerlicher Berater, Berichtverfasser, Prediger und Conférencier zu sein. Ich habe gelernt, die Verantwortung für Teilbereiche andern zu übertragen und nicht immer die Hauptrolle zu spielen. Nicht immer konnte ich allen Erwartungen entsprechen. Dabei lernte ich auch mich selber mit meinen fachlichen und menschlichen Fähigkeiten besser kennen – und was meine Hauptaufgaben sind.

Was hast du geschätzt an deiner Arbeit im Serata?

Das kompakte, konstante Kaderteam. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit, die hohe Leistungsbereitschaft und die oft lustige, fröhliche Zusammenarbeit – die übrigens in jedem Qualitäts-Audit erwähnt wurde. Mit diesen Bereichsverantwortlichen unterwegs zu sein, heisst zu wissen, wie die Dinge angegangen werden. Das liess mich loslassen und vertrauensvoll überlassen.

Verrätst du uns einen für die Leitung des Serata überlebenswichtigen Tipp, den du deinem Nachfolger auf den Weg mitgeben wirst?

Gute Selbstreflexion. Ich stellte mir immer die Frage nach der Sorgfaltspflicht. Habe ich in jedem Fall nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt? Könnte ich bei einem Zwischenfall bestätigen, dass ich alles Notwendige unternommen habe?

Manchmal wirkte mein Verhalten auf andere vielleicht etwas «eng», aber die Sorgfalt war für mich immer essenziell, und das hat mich geprägt. Ich denke, sie ist für eine erfolgreiche Leitung tatsächlich unumgänglich.

Ein weiterer Grundsatz für mich war, zuerst die Grundlage, den Hintergrund zu schaffen, bevor ich einen Hochglanzprospekt in Auftrag gebe. Und nie umgekehrt!

Du wirst dich nicht zur Ruhe setzen, sondern noch einmal etwas Neues in Angriff nehmen. Wo kann man dich nach dem Sommer beruflich antreffen?

Ich werde noch einen Schritt weiter gehen in meiner beruflichen Tätigkeit. Ich werde an der nächsten Stelle trauernde Angehörige begleiten, die sich um die letzten Dinge nach dem Tod ihres Nächsten kümmern müssen: ich werde Bestatter.

Ich habe einen Betrieb gefunden, dessen Mitarbeitenden es wichtig ist, dass Trauernde bei der Bewältigung eines grossen Verlustes reichlich Raum erhalten.

Lieber Rolf, ich danke dir herzlich für deinen in den letzten zehn Jahren geleisteten, grossartigen Einsatz für das Alters- und Pflegezentrum Serata und wünsche dir und Trudi nur das Beste für die kommenden Jahre!

Portrait Rolf Domenig

Geburtsjahr: 1964

Wohnort: Gams (SG)

Ausbildungen: Offiziersschule, dipl. Elektroingenieur ETH, Master of Business Administration, Master of advanced Studies in Theology

Zivilstand: geschieden, zwei erwachsene Kinder

Frühere Arbeitgeber: ABB Asea Brown Boveri, St. Gallisch-Appenzellische Kraftwerke AG, Polystanz AG (Inhaber), div. Elektrizitätswerke

Neben- und ehrenamtliche Tätigkeiten: Verwaltungsrat, Kirchenvorstand, Offiziersgesellschaft, Pistolen-Schützenclub, GPK-Mitglied Wohngemeinde, Obmann der Jagdgesellschaft Sennwald Nord

Freizeittätigkeiten: Sport und Jagd, Hund, Saxofon und Gospelchor, seelsorgerliche Beratung

Das Wohl der Bewohner körperlich und seelisch fördern

Lieber Rolf, du hast beruflich schon viel erreicht und erlebt. Als Ingenieur hast du verschiedene Projekte und auch Firmen geführt und geleitet. Dann hast du nebenbei Theologie studiert. Und jetzt wirst du das Alters- und Pflegezentrum Serata leiten. Worauf freust du dich in deiner ganz neuen Aufgabe?

Rolf Domenig: Auf die Arbeit mit den Menschen. In meinen bisherigen Tätigkeiten hatte ich natürlich auch viel mit Menschen zu tun. Menschen aus ganz vielen Kulturen und beruflichen Hintergründen, beispielsweise im Verkauf mit Kunden, im Einkauf mit Lieferanten, im Team mit anderen Unternehmen, im Geschäft mit Mitarbeitern, usw. Es ging aber meistens um ein Produkt, eine Dienstleistung oder ein Projekt, an dem man gemeinsam gearbeitet hat. Neu im Serata wird für mich sein, dass wir unsere Arbeit im Dienst an den Bewohnern tun, und dass wir unsere Kraft und Energie dafür einsetzen, dass die Bewohner eine gute und sichere Bleibe im Serata haben.

Worauf dürfen sich die Serata-Mitarbeitenden bei ihrem neuen Chef freuen?

Ich liebe die Zusammenarbeit, gemeinsam an einem Strick in die gleiche Richtung zu ziehen. Dazu braucht es ein klares gemeinsames Ziel, Bewegungsfreiheit innerhalb der Möglichkeiten und dass jeder seinen Teil für das Ganze beiträgt. Der Pflege begegne ich mit Respekt und Wertschätzung. Ich weiss, dass dies keine einfache Aufgabe ist. Die Herausforderung gemeinsam anpacken - dafür bin ich bereit, auch meinen Teil beizutragen.

Was ist dein Herzensanliegen, für das du das bisher Erreichte aufgibst?

Der Dienst am Menschen, so wie uns die Bibel Diakonie lehrt. Ich hoffe, dass es mir gelingt, durch meine Arbeit letztlich das Wohl der Bewohner körperlich und seelisch zu fördern. Natürlich ist dies nur möglich, wenn wir im Serata und auch in der Stiftung Gott hilft gemeinsam daran arbeiten, jeder innerhalb seines Zuständigkeitsgebiets.

Lieber Rolf, ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit dir und wünsche dir schon heute einen guten Start in die neue Aufgabe im Alters- und Pflegezentrum Serata und einen guten Abschluss der alten Geschäfte.

Agenda Stiftung Gott hilft

21. März 2020
Pädagogischer Fachtag

08. April 2020
HFS Zizers
Einführung Bündner Standard

15. April 2020
HFS Zizers
«fairnetzen»

05. – 07. Mai 2020
HFS Zizers
Aufnahmeprüfung

08. Mai 2020
Rhynerhus
25-Jahr-Feier

16. Mai 2020
Freundeskreistagung

04. Juni 2020
Gebetstag

05. Juni 2020
HFS Zizers
Informationsveranstaltung

17. März 2020 – 14. April 2022
HFS Zizers
Nachdiplomkurs Traumapädagogik

Jubiläen im Jahre 2020

(01.01. – 30.06.2020)

10 Jahre
Ammann Martina (Rhynerhus)
Carvalho Alexandra (Serata, Zizers)
Micosse Nicole (Serata, Zizers)
Roider Rolf (Serata, Zizers)
Roider Trudi (Serata, Zizers)

20 Jahre
Mahr Dorothee (HFS Zizers)
Mahr Stefan (HFS Zizers)

Impressum Lebendig

Herausgeber:
Stiftung Gott hilft

Redaktion:
Daniel Zindel und Pradeepa Anton
mit Unterstützung der Leiterinnen
und Leiter der Angebote

Textbearbeitung & Korrektorat:
Fritz Imhof, Möhlin

Konzept und Gestaltung:
Sechstagewerk

Druck:
Druckerei Landquart
Auflage: 8´500
Erscheinungsweise: 2 x Jährlich

Bezug:
Stiftung Gott hilft
Kantonsstrasse 6
7205 Zizers
info@stiftung-gotthilft.ch
www.stiftung-gotthilft.ch

Beratungsstelle Rhynerhus

Beratung, Seelsorge, Coaching

Feiern Sie mit uns!

8. Mai 2020 um 18.30 Uhr in der Aula des Schulheims Zizers

Thema: «Die Rolle von Gefühlen in Beziehungen»

Referentin:
Christine Mouthon, Psychotherapeutin & langjährige Mitarbeiterin am Rhynerhus

Kantonsstrasse 22 | 7205 Zizers | +41 (0)81 307 38 06
info@rhynerhus.ch | www.rhynerhus.ch

Entwicklungsprojekt God Helps Uganda

Hilfe für benachteiligte Kinder und Jugendliche

God helps Uganda arbeitet seit 1999 vor Ort in Afrika. Sie ermöglicht über 180 Kindern und Jugendlichen Betreuung, Schul- und Berufsbildung und den Start ins Berufsleben. Ziel ist es, dass sie später sich und ihre eigene Familie selbst ernähren können.Unser Hilfsprojekt wird vollumfänglich von Ihren Spenden getragen.

Unterstützungsmöglichkeiten für God helps Uganda:
Ein Waisenkind erhält eine neue Familie: 30 Fr. / Monat
Ein/e Jugendliche/r absolviert eine Ausbildung: 70 Fr. / Monat
Berufseinstiegspacket zur Selbstständigkeit: 500 Fr. / einmalig
Freie Spenden – jeder Beitrag ist Hilfe zur Selbsthilfe

Weitere Informationen über die Arbeit von God helps Uganda finden Sie unter www.godhelps-uganda.ch

Jugend-plus

Angebote zwischen Schule und Lehrabschluss

BiT (Berufsintegrationstraining) unterstützt junge Menschen in schwierigen Lebensumständen auf dem Weg in den ersten Arbeitsmarkt. In einer geregelten Tagesstruktur wird die Eigenverantwortung trainiert und an den Kernkompetenzen der Arbeitswelt gearbeitet.

Kontakt:
Herr Roland Tiri
079 438 96 69
Info-bit@jugendstation-alltag.ch

Folgende Dienstleistungen bietet das Team BiT auf Anfrage gerne für Sie an:

- Holzarbeiten
- Maurerarbeiten
- Räumungen
- diverse Sanierungs- und Restaurationsarbeiten
- Liegenschaftsunterhaltsarbeiten
- Gartenarbeiten
- Brennholzherstellung und – lieferung
- Altholzprodukte
- Designer Produkte auf Wunsch und Bestellung

Paladina

Schönste Ferien im Tessin

Eine Woche mit der Familie am schönsten Ort im Tessin!

Die Familiencampwochen im Paladina verbinden Natur, Familienzeit, Badespass und Entspannung zu einem einzigartigen Erlebnis. Auf unserem Gelände können sich Gross und Klein austoben, erholen und einfach die Zeit miteinander geniessen. Ob in einem der sechs Gästehäuser, oder mit dem Zelt, Zeltklappanhänger oder Caravan, bei uns sind Sie immer willkommen.

Die Kinder erwartet ein abwechslungsreiches und spannendes Kinderprogramm, während Sie neben den Andachten Ihre Zeit unter der Sonne geniessen können.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!
Via Paladina 18 | 6984 Pura | +41 (0)91 611 20 00
info@paladina.ch | www.paladina.ch

PRÄSIDENT DES STIFTUNGSRATES
HEINER GRAF
CH-9470 BUCHS SG
TEL. 081 771 20 12

STIFTUNGSLEITUNG
PFR. DANIEL ZINDEL
GESAMTLEITUNG,
THEOLOGISCHE LEITUNG
TEL. 081 307 38 03

MICHAEL WYSS
LEITUNG FINANZEN UND RESSOURCEN
TEL. 081 307 38 04

MARTIN BÄSSLER
LEITUNG PÄDAGOGISCHE ANGEBOTE
TEL. 081 307 38 05

VERWALTUNG
KANTONSSTRASSE 6
7205 ZIZERS
TEL. 081 307 38 00
PC 70-646-2
INFO@STIFTUNG-GOTTHILFT.CH
WWW.STIFTUNG-GOTTHILFT.CH

SCHULHEIM ZIZERS
DANIEL ROTHENBÜHLER
KANTONSSTRASSE 16
7205 ZIZERS
TEL. 081 300 01 30
PC 70-4848-8
INFO@SCHULHEIM-ZIZERS.CH
WWW.SCHULHEIM-ZIZERS.CH

SCHULHEIM SCHARANS
CHRISTOPHE SAMBALE
GARVERAS 19
7412 SCHARANS
TEL. 081 650 02 02
PC 70-168-1
INFO@SCHULHEIM-SCHARANS.CH
WWW.SCHULHEIM-SCHARANS.CH

JUGENDSTATION ALLTAG
RETO GIGER
IFANGWEG 2
7203 TRIMMIS
TEL. 081 650 04 04
PC 90-154713-2
INFO@JUGENDSTATION-ALLTAG.CH
WWW.JUGENDSTATION-ALLTAG.CH

JUGEND-PLUS
ERWIN BUCHLI (PROJEKTLEITER)
PC 70-1713-2
INFO@JUGEND-PLUS.CH
WWW.JUGEND-PLUS.CH

SOZIALPÄDAGOGISCHE PFLEGEFAMILIEN SGH
REBHALDENSTRASSE 7
8704 HERRLIBERG
TEL. 044 915 27 86
INFO@SPP-SGH.CH
WWW.SPP-SGH.CH

SOZIALPÄDAGOGISCHE PFLEGEFAMILIE HEUSSER
DANIEL & KATHRIN HEUSSER
REBHALDENSTRASSE 7
8704 HERRLIBERG
TEL. 044 915 27 86
PC 80-36613-2
HEUSSER@SPP-SGH.CH
WWW.SPP-SGH.CH

SOZIALPÄDAGOGISCHE PFLEGEFAMILIE STRICKER
MICHELE & NADIA STRICKER
REBHALDENSTRASSE 5
8704 HERRLIBERG
TEL. 044 915 15 50
PC 80-33782-0
STRICKER@SPP-SGH.CH
WWW.SPP-SGH.CH

SOZIALPÄDAGOGISCHE PFLEGEFAMILIE FITZI
BEAT & ESTHER FITZI
ROHRHALDENSTRASSE 25
8712 STÄFA
TEL. 044 926 17 52
PC 80-17887-3
FITZI@SPP-SGH.CH
WWW.SPP-SGH.CH

SOZIALPÄDAGOGISCHE PFLEGEFAMILIE BURGER
LUKAS & ESTHER BURGER
LINDENSTRASSE 106
8704 HERRLIBERG
TEL. 044 915 05 91
PC 15-270284-8
BURGER@SPP-SGH.CH
WWW.SPP-SGH.CH

BERATUNGSSTELLE RHYNERHUS
BERATUNG, SEELSORGE, COACHING
KÄTHI ZINDEL
KANTONSSTRASSE 22
7205 ZIZERS
TEL. 081 307 38 06
PC 70-8737-8
INFO@RHYNERHUS.CH
WWW.RHYNERHUS.CH

HOTEL PALADINA
SIMON & BERNADETTE LÜTHI
CH-6984 PURA
TEL. 091 611 20 00
PC 69-7179-5
INFO@PALADINA.CH
WWW.PALADINA.CH

HFS ZIZERS
HÖHERE FACHSCHULE FÜR SOZIALPÄDAGOGIK
STEFAN MAHR
KANTONSSTRASSE 8
7205 ZIZERS
TEL. 081 307 38 07
INFO@HFS-ZIZERS.CH
WWW.HFS-ZIZERS.CH

HFS WOHNGEMEINSCHAFT
EVI ZUMSTEG
UNTERDORFSTRASSE 20
7206 IGIS
TEL. 081 322 27 05
INFO-WG@HFS-ZIZERS.CH
WWW.HFS-ZIZERS.CH

SOZIALPÄDAGOGISCHE FACHSTELLE SGH
RAHEL STRIEGEL
KANTONSSTRASSE 22
7205 ZIZERS
TEL. 081 307 38 38
PC 85-67945-3
INFO@FACHSTELLE-SGH.CH
WWW.FACHSTELLE-SGH.CH

ENTWICKLUNGSPROJEKT GOD HELPS UGANDA
DR. MILTON OGWAL
CH-7205 ZIZERS
TEL. 081 307 38 00
PC 90-112156-4
INFO@GODHELPS-UGANDA.ORG
WWW.GODHELPS-UGANDA.ORG
P.O. BOX 28123
KAMPALA / UGANDA

SERATA ZIZERS
ALTERS- UND PFLEGEZENTRUM
ROLF ROIDER
KANTONSSTRASSE 10
7205 ZIZERS
PC 70-6548-5
TEL. 081 307 13 10
INFO@SERATA-ZIZERS.CH
WWW.SERATA-ZIZERS.CH

SPENDENKONTO: 70-646-2
IBAN CH11 0900 0000 7000 0646 2
BIC POFICHBEXXX

DEUTSCHLAND
POSTBANK STUTTGARD NL
KTO. 371.781.706
BLZ 6001.0070

Auftrag: sozial.engagiert.

Als christliches Sozialwerk bieten wir ressourcenergänzende Dienstleistungen in allen Lebensphasen: Schulheime, Jugendstation, Hilfswerk für benachteiligte Kinder und Jugendliche, Sozialpädagogische Pflegefamilien, Sozialpädagogische Fachstelle, Höhere Fachschule für Sozialpädagogik, Ehe-, Erziehungs- und Lebensberatung, Alterszentrum, Hotellerie.

Stiftung Gott hilft
sozial.engagiert.